

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 30 (1920)
Heft: 1

Artikel: Schulgärten und Schülergärten : Geschichtliches und Nebeneinrichtungen
Autor: Hepp, Joh.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-789189>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHULGÄRTEN UND SCHÜLERGÄRTEN. GESCHICHTLICHES UND NEBENEINRICHTUNGEN. VON JOH. HEPP, ZÜRICH.

1. Warum haben wir so wenig Schulgärten? Ein Rückblick auf die Geschichte des Schulgartens im Kanton Zürich.

Selbst der einfachste Schulgarten ist ein so vorzügliches Lehrmittel, dass man glauben sollte, er würde bei keinem Schulhause fehlen. Und doch würde es schwer fallen, in unserem schulfreundlichen Kanton ein halbes Dutzend Gemeinden namhaft zu machen, welche Schulgärten aufweisen. Ausser den Schulgärten in der Stadt Zürich und den Seegemeinden Küsnacht und Uetikon a/S. sind mir keine bekannt. Der Volksmund zählt zwar auch die Schülergärten, die von Schulkindern gepflegten Notstandspflanzungen und sogar das von den Schulgemeinden den Lehrern überlassene Pflanzland zu den Schulgärten. Schulgärten im engern, ursprünglichen Sinne, d. h. Unterrichtsgärten, sind das aber nicht.

Die Tatsache, dass der Schulgarten so wenig Verbreitung gefunden hat bei uns, muss befremden. Wer trägt die Verantwortung hiefür? Die Lehrer? Die Behörden? Sind es sachliche Gründe, die den schönen Gedanken so selten zur Tat werden liessen? Oder haben mehrere Ursachen zusammengewirkt? Nur die Geschichte des Schulgartens kann die Antwort geben. Wenn im folgenden etwas näher auf den Entwicklungsgang des Schulgartens in unserem Kanton eingetreten wird, geschieht es also vornehmlich deshalb, um begangene Fehler aufzudecken und, was noch wichtiger ist, zu erkennen, was in unsern Verhältnissen überhaupt nötig, was wünschbar, und was möglich ist.

Die ersten Schulgärten in der Schweiz waren, getreu ihren Vorbildern in Österreich und Schweden, landwirtschaftliche Versuchs- und Mustergärten. Es ist darum nicht verwunderlich, dass der Schweizerische Landwirtschaftliche Verein sich ihrer annahm und nach Mitteln und Wegen suchte, um ihnen rascheste Verbreitung zu sichern. Er stellte im Jahre 1885 ein ausführliches Programm auf, dessen erster Artikel lautet:

„Der Schulgarten an Landschulen soll der Jugend in anregender Weise teils zur theoretischen Belehrung über die Kultur der wichtigsten und für das Leben nötigsten Gewächse, teils als Übungsfeld für rationelle Aufzucht, Pflege und Behandlung der letzteren dienen und gleichzeitig den Sinn für Garten- und Gemüsebau, Ordnung und ländliche Verschönerung fördern.“

In Artikel 2 wird bestimmt, dass der Schulgarten, soweit es möglich ist, berücksichtigen soll:

a) den Gemüsebau für Garten und freies Feld, einschliesslich der Aufzucht von Pflänzlingen in Frühbeeten;

b) den Obstbau, hauptsächlich mit Rücksicht auf die Heranziehung von Gartenhochstämmen und den verschiedenen Zwergformen von Sämling, Wildling und andern üblichen Unterlagen bis zum fertigen Fruchtbaum;

c) die Gräser und Kräuter für den Futterbau;

d) die Weinrebe mit der Würzlingsschule, enthaltend die landesüblich bewährtesten und eine Anzahl empfehlenswerter neuer Sorten; wenn tunlich und in der Folge nötig mit Berücksichtigung von Veredelungs-Operationen auf Reblaus widerstandsfähige amerikanische Unterlagen;

e) die hauptsächlichsten forstlichen Pflanzen, als Waldbaumschule behandelt;

f) die Kultur der Korbweiden;

g) die Aufzucht und Kultur der empfehlenswertesten Beerensträucher für den Haushalt und den Markt;

h) eine Kollektion Ziersträucher und Blumen als Zierde des ländlichen Hausgartens und mit Berücksichtigung der von der Honigbiene gesuchtesten Blütenarten;

i) Einrichtung für Vogelschutz;

k) einen Bienenstand;

l) eine Kollektion der gefährlichsten Giftpflanzen.

Man merkt dem Programme an, dass es den Vorsteher einer landwirtschaftlichen Schule (Direktor Frick auf dem Strickhof) zum Verfasser hat. Es stellt dem naturgeschichtlichen Unterrichte eine Aufgabe, die nur von einer musterhaft ausgebauten landwirtschaftlichen Fortbildungsschule, niemals aber von einer Volksschule gelöst werden kann.

Nachdem die Bundesbehörden einen Kredit von 3500 Fr. eröffnet hatten, erliess der Verein ein Preisausschreiben, das die Pläne für musterhafte Landschulgärten einbringen sollte. Es gingen vierzehn Arbeiten ein. Den ersten Preis erhielten die HH. Morgenthaler, Lehrer an der landwirtschaftlichen Schule auf dem Strickhof, und Prof. Becker am Polytechnikum (jetzt Eidg. Technische Hochschule), denen die Lehrer Käser, Hanhart und Kramer in Zürich und Forstmeister Rychner in Bremgarten Beiträge geliefert hatten. Den zweiten, vierten, fünften und sechsten Preis errang Gärtner W. Steier in Ausser-sihl.

Die sieben besten Arbeiten wurden unter dem Titel „Der Schulgarten, Pläne mit erläuterndem Text, preisgekrönte Arbeiten, herausgegeben vom Landwirtschaftlichen Verein“ veröffentlicht in der Hoffnung, sie würden zu zahlreichen Gründungen anregen. Die Erwartungen erfüllten sich nur zum kleinsten Teile, trotzdem der genannte Verein den Gemeinden für die Anlage von Schulgärten einmalige Zuschüsse von 200 bis 500 Fr. und für den Unterhalt jährliche Beiträge von 50 bis 100 Fr. aus dem eidgenössischen Kredit versprochen.

hatte. In der Vollständigkeit, wie das obige Programm es vorsah, wurde, soviel mir bekannt ist, und wie mir Persönlichkeiten versicherten, die es wissen müssen, überhaupt kein Schulgarten eingerichtet.

Immerhin ist viel Begeisterung und Opferfreudigkeit vorhanden gewesen, die in einer Reihe von Gemeinden zur Gründung von Schulgärten geführt hat. So richtete z. B. Sekundarlehrer Schaufelberger in Wiedikon mit Hilfe eines vom dortigen landwirtschaftlichen Verein bewilligten Kredites von 1500 Fr. und tatkräftig unterstützt durch die gesamte Bevölkerung (kostenlose Lieferung von Kuhmist und anderem Material) beim Schulhaus an der Gotthelfstrasse einen schönen Schulgarten nach Morgenthalerschen Grundsätzen ein, den er viele Jahre ohne irgendwelche Entschädigung unterhielt und pflegte. Als Schaufelberger anlässlich der Vereinigung Wiedikons mit Zürich im Jahre 1893 in ein anderes Schulhaus versetzt wurde, verwahrloste der Garten und ging wenige Jahre später ganz ein. Ein ähnliches Schicksal hatten die Schulgärten in Andelfingen (Gründer Lehrer Schälchlin), Langnau, Zollikon und Seuzach (die beiden zuletzt genannten waren Schöpfungen von Sekundarlehrer R. Giger); der in Zürich-Selnau von Lehrer U. Käser angelegte Garten ist dem wachsenden Verkehr zum Opfer gefallen.

Neben Morgenthaler, Becker, Schaufelberger, Käser u. a. hat sich in Zürich namentlich Lehrer F. Zollinger, der jetzige Sekretär des kantonalen Erziehungswesens, der Schulgärten angenommen. Im Jahre 1888 unternahm er, vom Bunde und dem Kantone unterstützt, eine Studienreise nach Österreich, um die dortigen reichen Erfahrungen auf dem Gebiete der Schulgartenpraxis unserem Lande dienstbar zu machen. Auf seinen Vorschlag hin regte im Jahre 1890 die Gemeinnützige Gesellschaft des Bezirkes Zürich die Errichtung eines Musterschulgartens für das Lehrerseminar in Küsnacht an. Im Jahre 1897 ist dort wirklich ein Schulgarten gegründet worden, der sich bis heute erhalten hat.

Die Bemühungen dieser Männer wirken, namentlich in der Stadt Zürich, heute noch nach. Hier ist gleich nach der Vereinigung der Altstadt mit den Aussengemeinden im Jahre 1893 von der Zentralschulpflege eine Schulgartenkommission eingesetzt worden, welche die Sache tatkräftig an die Hand nahm. Im Jahre 1907 tagte sie zum letzten Mal. An ihre Stelle war nach und nach die sechs Jahre vorher auf freiwilliger Grundlage entstandene Konferenz der Gartenkustoden getreten. Ich verzichte auf die ausführliche Schilderung der Tätigkeit dieser zwei Vereinigungen. Allgemeines Interesse dürften nur folgende Erlasse beanspruchen, welche die Zentralschulpflege auf Grund von Vorschlägen der Schulgartenkommission traf:

Verzeichnis der Bäume und Sträucher, welche in den Anlagen in der Nähe der Schulhäuser (Schulhöfe, Vorgärten usw.) gepflanzt werden sollen, aufgestellt zu Handen des Bauwesens im Jahre 1896.

I. Bäume. a) Nadelhölzer: Arve, Eibe, Kiefer, Lärche, Lebensbäume, Rottanne, Weihmuskiefer, Weisstanne, Zeder, Zypresse.

b) Laubhölzer: Spitzahorn, Bergahorn, Apfelbaum, Birke, Birnbaum, Buche, Edelkastanie, Eiche, Weiss- und Schwarzerle, Esche, Goldregen, Hainbuche, Kirschbaum, Linde, Maulbeerbaum, Mispel, Nussbaum, Platane, Quitte, Robinie, Rosskastanie, Rotbuche, Tulpenbaum, Ulme, Vogelbeerbaum.

II. Sträucher: Flieder, Haselnussstrauch, Hornstrauch, Pfeifenstrauch, Weide (*Salix caprea*, beide Geschlechter), Schlehe, Schneeball, Schwarzdorn, Seidelbast, Spierstaude, Stechpalme, Weissdorn.

Pflanzenverzeichnis für die Schulgärten. (Aufgestellt 1899.)

A. Biologische Abteilung. 1. Mehl liefernde Pflanzen. 2. Wurzel- und Knollengewüse. 3. Ölgewächse, Gespinstpflanzen, Färberpflanzen. 4. Futterpflanzen. 5. Gewürz- und Genussmittel. 6. Gift- und Arzneipflanzen. 7. Blatt- und Blütengewüse. 8. Wasserpflanzen. 9. Zierpflanzen. 10. Hopfen- und Bohnenpyramiden. 11. Bäume und Sträucher zur Bepflanzung der Schulhausanlage.

B. Materialgarten. 52 Vertreter (Eisenhut, Erbse, Fingerhut, Kohl, Gerste, Klette, Wiesensalbei, Farn usw.), die Schnittmaterial zur Behandlung in den Klassen liefern sollen.

C. System. 1. Farnkräuter. 2. Schachtelhalme. 3. Liliengewächse. 4. Schwertliliengewächse. 5. Echte Gräser. 6. Knabenkräutergewächse. 7. Nelkengewächse. 8. Hahnenfussgewächse. 9. Mohngewächse. 10. Kreuzblütler. 11. Dickblattgewächse. 12. Steinbrechgewächse. 13. Rosenblütler. 14. Hülsenfrüchtler. 15. Storchschnabelgewächse. 16. Malvengewächse. 17. Doldenblütler. 18. Schlüsselblumengewächse. 19. Enziangewächse. 20. Lippenblütler. 21. Nachtschattengewächse. 22. Rachenblütler. 23. Krappgewächse. 24. Glockenblumengewächse. 25. Korbblütler.

Namen und Anzahl der Vertreter der einzelnen Gruppen sind der Kürze halber weggelassen. Das Verzeichnis ist als Wegleitung gedacht und so zu verstehen, dass da, wo der zur Verfügung stehende Raum und die Mittel knapp sind, die dritte Abteilung zuerst wegfallen soll.

Im Jahre 1898 ist auch eine „Verordnung betreffend die Anlage und den Betrieb der Schulgärten“ erlassen worden. Sie schreibt für jedes städtische Schulhaus, soweit ein geeigneter Platz vorhanden sei, die Anlage eines Schulgartens vor, in welchem die wichtigsten einheimischen und ausländischen Freilandpflanzen gezogen werden, die im Unterrichte zur Behandlung kommen sollen. Ihre übrigen Bestimmungen können übergangen werden, da sie nichts neues bieten oder schon längst überholt sind.

Mehrmals wurde die Frage behandelt, ob Lokalgärten oder Zentralgärten vorzuziehen seien. Der Sitzungsbericht der Schulgartenkommission vom Jahre 1894 sagt darüber wörtlich: „Ohne Zweifel wäre es für den naturgeschichtlichen Unterricht von grossem Vorteil, wenn bei jedem Schulhaus ein geräumiger Garten sich befände, in dem alle Gewächse gezogen würden, welche im Unterrichte

der Volksschule zur Behandlung kommen. Abgesehen davon, dass die Umgebungsverhältnisse derartige Anlagen nur bei einer beschränkten Zahl der städtischen Schulhäuser zulassen, müsste die Herrichtung und Bewirtschaftung einer grössern Zahl von zweckentsprechend eingerichteten kleineren Schulgärten weit kostspieliger sein als die Anlage und Unterhaltung eines grössern Schulgartens mit derselben Bebauungsfläche. Allerdings darf nicht ausser acht gelassen werden, dass die Benützung eines Schulgartens, der nicht in unmittelbarer Nähe des Schulhauses liegt, für die entfernter liegenden Schulhäuser mit nicht zu unterschätzenden Übelständen verbunden ist. Ausserdem fällt für eine grosse Zahl von Schülern die Gelegenheit, die im Schulgarten gezogenen Pflanzen regelmässig zu beobachten, dahin. Dafür können aber in einem zentralen Schülergarten die Objekte in solcher Zahl gezogen werden, dass es möglich ist, dieselben in genügender Zahl für die Behandlung in die Klassen zu liefern. Für Beobachtungszwecke werden Topfpflanzen in den Schulzimmern auch gute Dienste leisten.“

Man beschloss in der Folge, beim Schulhause an der Ilgenstrasse den ersten Zentralgarten einzurichten. Die Anlage kam zustande, wurde aber nicht voll ausgebaut und diente nie als Zentralgarten. Es zeigte sich, dass nicht einmal die kleinen Lokalschulgärten voll ausgenützt, sondern zum Teil den Abwärten als Nutzgärten überlassen wurden. Dieser unbefriedigende Zustand und die wachsenden Kosten veranlassten um die Jahrhundertwende die Kommission, neuerdings die grundsätzliche Frage zu prüfen, ob die Lokalgärten auszubauen oder zwei zentrale Gärten (für die beiden Stadthälften links und rechts der Limmat) einzurichten seien. Um die auswärtigen Erfahrungen zu Nutzen ziehen zu können, machten im Jahre 1900 die Herren Sekundarlehrer Th. Bodmer und Hess eine Studienreise nach Österreich und Deutschland. Jener machte folgende Anregungen:

1. Für das Gebiet der ganzen Stadt soll — vielleicht in Verbindung mit der Stadtgärtnerei — die Einrichtung eines peripherisch gelegenen grossen Schulgartens mit ständigem Personal in Aussicht genommen werden behufs Lieferung des Schnittmaterials usw. an sämtliche Schulklassen, die desselben bedürfen.

2. Ein in der Stadt schon vorhandenes Gartenland soll biologisch-technische und systematische Gruppen, ein Alpinum und ein Arboretum enthalten, und seine Wege sind auf Klassenbesuch zu berechnen.

3. Bei jedem Schulhause, wo die Verhältnisse es ermöglichen, bleibe ein kleiner Garten durch einen Lehrer oder eine andere geeignete Person ohne Inanspruchnahme der Stadtgärtnerei im Betrieb, damit die Gewächse in ihrer Entwicklung verfolgt werden können seitens der Schüler.

Auch Prof. Schinz, der Direktor des botanischen Gartens, bemühte sich, eine befriedigende Lösung zu suchen. Im Jahre 1904 machte er auf Grund eigener Beobachtungen und umfangreicher Erhebungen im Ausland folgende Vorschläge:

Die einzelnen Schulgärten sollen nur biologische Anlagen sein. Sie können niemals das für die Schulen notwendige Material in genügender Menge liefern. Die Zentralgärten sind unentbehrlich, sie sollen ausschliesslich der Materiallieferung dienen. Die Pflanzen sind nicht nach dem System, sondern da anzupflanzen, wo sie die passendsten Lebensbedingungen finden. Eine Systemanlage hat nur für den Botaniker Wert, nicht für den Schüler. Weder der Zentralgarten noch der Lokalgarten soll ein botanischer Garten sein. Die Materiallieferung soll sich auf eine weise Anzahl von Pflanzen beschränken. Diese aber sollen in so reichem Masse angepflanzt werden, dass sämtliche Abteilungen, auch die der Gewerbe- und Kunstgewerbeschule, damit versorgt werden können. Der Zentralgarten ist nicht einem Lehrer, sondern einem gärtnerisch geschulten Manne, bzw. dem Gartenbauamte, dem in der Leitung ein Lehrer als Berater beizugeben wäre, zu unterstellen. Für die Lokalgärten sind wegen der bessern Aufstellung der Schüler in erster Linie Randbeete vorzusehen. Das Arboretum darf nicht mit dem Schulgarten verschmolzen werden, es soll in den Schulhof verlegt werden. Es sind ferner Gärtnerstationen (jetzt Schülergärten genannt) einzurichten, wo die Schüler zur gärtnerischen Selbstbetätigung angeleitet werden können. Ferner soll der Pflege von Topfblumen durch die Schüler vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Die vorgesehenen Zentralgärten scheiterten an der Schwierigkeit, geeignete Plätze zu erhalten, wie der Geschäftsbericht der Zentralschulpflege vom Jahre 1905 berichtet. Ob das der einzige Grund ist? Wenn man weiss, dass in den letzten fünf Jahren in der Stadt Zürich mehrere Hundert Hektaren Land für Notstandspflanzungen, Familien- und Schülergärten erhältlich gemacht werden konnten, so zweifelt man mit Recht.

Im Jahre 1906 wurden Pflanzenverzeichnisse für die einzelnen Schulstufen aufgestellt, die Schulgärten mehr den besondern Bedürfnissen der zugehörigen Schulhäuser angepasst und bescheidene Besoldungen für die Besorger angesetzt. Es scheint, dass auf diesem Wege etwelche Besserung erreicht worden ist; wenigstens meldet der Geschäftsbericht 1907: Den Schulklassen konnte das für den botanischen und den Zeichenunterricht nötige Pflanzenmaterial geliefert werden.

Seither hat der Schulgarten in der Stadt Zürich einen ruhigeren Entwicklungsgang genommen. Entspricht der heutige Stand auch nicht dem, was man ursprünglich anstrebte, so sind die jetzt vorhandenen Anlagen bei den einzelnen Schulhäusern doch zu einer Einrichtung geworden, deren Wert anerkannt ist und deren Bestand auch für die Zukunft gesichert erscheint.

Laut Geschäftsbericht 1916 verfügten alle fünf Schulkreise zusammen über 19 Gärten, für welche 6687 Franken ausgegeben und „insgesamt 694 Klassenbesuche und 3365 Bezüge aufgezeichnet worden“ sind. Dem Eingeweihten ist aber bekannt, dass diese Zahlen die Benützung nicht erschöpfen; manche Besuche und Bezüge bleiben

unaufgezeichnet. Die Ausgaben werden in den nächsten Jahren stark steigen, weil Neugründungen vorgesehen und auf Neujahr 1918 die Besoldungen der Kustoden wesentlich erhöht worden sind.

Überblickt man den Werdegang, welchen die Schulgärten bei uns genommen haben, so hat man zunächst den Eindruck, dass für unsere Städte eine restlos befriedigende Lösung kaum zu finden ist. Die Sitzungsberichte der Schulgartenkommission, der Gartenkustoden und der Zentralschulpflege beweisen nur zu deutlich, dass nach Ansicht der Behörden und der Lehrer die Schulgärten mehr leisten sollten und auch mehr leisten könnten. Nur die Anlage „beim Schulhaus an der Ilgenstrasse genügt einigermaßen den Anforderungen, welche an einen Schulgarten zu stellen sind“, während die andern „zur Hebung und Belebung des Unterrichtes in der Pflanzenkunde nur in beschränktem Masse dienen“, sagt der Bericht der Zentralschulpflege vom Jahre 1900; und vier Jahre später meldet die gleiche Behörde: „Die Schulgärten haben den doppelten Zweck zu erfüllen, Material zu liefern und dem biologischen Anschauungsunterricht zu dienen. Diese ihnen zugewiesene Doppelaufgabe bewirkt, dass die Gärten weder nach der einen, noch nach der andern Seite Befriedigendes leisten.“

Ob durch Gründung von ein oder zwei Zentralgärten wirklich Abhilfe geschaffen würde? Sicher können vollausgebaute zentrale Unterrichtsgärten, die von ständigen, geschulten Kräften unterhalten werden und über die nötigen Mittel verfügen, viel höheren Anforderungen genügen, als die von Lehrern besorgten kleinen Lokalschulgärten. Die Erfahrungen in Breslau, Magdeburg, Frankfurt, Leipzig und anderwärts beweisen, dass die Verbindung von zentralen und lokalen Schulgärten für grosse Städte zweckmässig ist. Was sich in reichsdeutschen Verhältnissen bewährt hat, ist aber noch nicht unbedingt brauchbar für die Schweiz. Man vergesse nicht, dass die dortige Schulorganisation straffer ist, als die unsrige und durch Gesetz und Aufsicht die richtige Benützung befiehlt und nötigenfalls erzwingt. Jedenfalls steht die Frage offen, ob der Aufwand an Mühe und Betriebskosten in Einklang stehen würde mit dem Erfolg. Zentralgärten, die für den Grossteil der Klassen weit abliegen, werden — damit ist bei uns unbedingt zu rechnen — einfach wenig benützt. Es ist darum unwahrscheinlich, dass wir in den nächsten Jahren solche erhalten werden.

Abzulehnen ist der vollständige Schulgarten, den Bodmer als Ergänzung zu den Materialgärten und Lokalschulgärten vorschlägt. Mit seiner Überfülle, die den Schüler verwirren müsste, schießt er über das Ziel hinaus, das der Volksschule gesteckt ist. Niemals wird es möglich sein, auch nur annähernd das zu verarbeiten, was ein vollständiger Schulgarten bietet. Die beschränkte Fassungskraft der Schüler, der Zeitmangel, die vielen Anforderungen an die Schule sind unerbittliche Schranken, die wir berücksichtigen müssen. Reissen wir uns einmal los von der nach Vollständigkeit zielenden Wissenschaftlichkeit. Wünschen die Lehrer der Sekundarschule über das

hinaus zu gehen, was ihnen die Lokalschulgärten bieten, so mögen sie den botanischen Garten, die Obst- und Weinbauschule in Wädenswil, oder Landschaften, deren Ursprünglichkeit sich erhalten hat, wie das Pfäffikerriet, den Katzensee, besuchen. Je mehr jene Anstalten ausgebaut und vermehrt, je zahlreicher die Naturschutzgebiete werden, um so mehr haben sich die vollständigen Volksschulgärten überlebt.

Vergessen wir auch nicht, dass selbst der bestausgestattete Schulgarten nur ein unvollkommener Ersatz ist für die uns umgebende Natur. Die schönsten und besten Schulgärten sind Feld und Wald. Es wäre töricht, zu glauben, dass die wenigen in einer Ecke des Schulhofes zusammengedrängten Bäume, ein paar Roggenhalme und einige Blumenbeete einen Begriff geben können von dem unerschöpflichen Formenreichtum des Waldes, dem überwältigenden Anblick eines wogenden Getreidefeldes, der bezaubernden Blütenpracht einer Maienwiese. Dankbar gedenke ich noch heute meines ersten Sekundarlehrers, der uns Bauernbuben oft hinausführte in die freie Natur, um uns am Teiche, auf der Wiese, am Bache, am Sumpfe, im Hochwalde die einheimische Tier- und Pflanzenwelt zu erschliessen. Namentlich gab er sich Mühe, uns — entsprechend dem spätem Lebenslauf seiner meisten Schüler — Namen, Nährwert und Lebensbedingungen der Futtergräser beizubringen. Schöne Vertreter derselben liess er uns sammeln, trocknen und in kleinen Herbarien aufkleben, was uns viel Freude machte.

Die Naturwanderungen müssen schon deshalb unternommen werden, weil der Schulgarten meist nur Raum für die Kulturpflanzen hat. Die grosse Gruppe der wildwachsenden Pflanzen finden im Garten selten die ihnen zusagenden Lebensbedingungen. Selbst dem geübten und erfahrenen Gärtner gelingt es nicht immer, die Anforderungen dieser Pflanzen an Boden, Belichtung, Feuchtigkeit usw. so zu erfüllen, dass sie gedeihen. —

Auf der zürcherischen Landschaft hat sich der Schulgarten überhaupt nicht zu einer bleibenden Einrichtung erheben können. Schon im Jahre 1891 berichtet Grob im „Jahrbuch des Unterrichtswesens in der Schweiz“, unter dem Titel Schulgärten: „Die Angaben über diese Institution sind äusserst dürftig“, und im folgenden Jahre am gleichen Ort: „Es hat überhaupt den Anschein, als ob die Frage nicht recht in Fluss geraten wolle“. Die einzige Ausnahme macht der Schulgarten in Küsnacht, dessen Fortbestand aber nur darauf zurückzuführen ist, dass er einen Teil der kantonalen Lehrerbildungsanstalten darstellt und mit staatlichen Mitteln unterhalten wird. Der im Jahre 1913 in Uetikon gegründete zählt hier nicht, weil er bereits Bestrebungen der neuesten Zeit verwirklicht und darum mehr Arbeitsgarten als ein Unterrichtsgarten im herkömmlichen Sinne ist; er ist der Anregung eines dortigen Fabrikherrn zu verdanken, dem die Züricher Schülergärten als Vorbild vorgeschwebt hatten, und welcher der Uetikoner Schulpflege 5000 Franken für eine den örtlichen Verhältnissen entsprechende ähnliche Anlage schenkte.

Mancherlei Ursachen haben zusammengewirkt, um die erfreu-

lichen Anfänge in einzelnen Dörfern nach und nach wieder verkümmern zu lassen. Selbst die Lehrer, die ländliche Schulgärten gründeten und leiteten, sind nicht von Schuld frei zu sprechen. Sie pflegten vielfach ausschliesslich einzelne Zweige, namentlich Obstbau und Bienenzucht. Wohl haben viele Hervorragendes geleistet auf ihren Liebhaber-gebieten, einzelne sind sogar Bahnbrecher geworden, ich erinnere an die Fortschritte der Bienenzucht. Es soll nicht geleugnet werden, dass sie ihren Schülern fleissig von ihren Erfolgen erzählten, sie zum Beobachten angeregt und für den Obstbau begeistert haben. Aber weil sie sich auf Sondergebiete warfen, die ihnen einen Nebenverdienst in Aussicht stellten, haben sie die Sache der Schulgärten nicht nachhaltig zu fördern vermocht. „Bienenväter und andere Häupter vom Fach“, sagt der Redaktor in der Schweizerischen Lehrerzeitung in der Nummer vom 1. Mai 1915, „waren selbst nicht einmal dafür zu haben, durch das Mittel der pädagogischen Blätter ihre Erfahrungen erzieherisch wirksam zu machen“.

Dieser Nützlichkeitsstandpunkt ist der ganzen Bewegung hinderlich gewesen. Die ländlichen Schulgärten sind auch dem gleichen Schicksal verfallen wie in Österreich, wo wir unsere Vorbilder holten, und wo man durch das Mittel der Schulgärten vor allem die Landwirtschaft heben wollte. Zollinger stellt in dem bereits erwähnten Berichte fest, dass in Österreich schon im Jahre 1888 ein Abflauen der ersten Begeisterung sich bemerkbar machte, weil der Nützlichkeitsstandpunkt auf Kosten der ideellen, der erzieherischen Werte in den Vordergrund gedrängt worden sei.

Am verhängnisvollsten ist den Schulgärten von jeher der Lehrerwechsel gewesen. Kaum eine Schuleinrichtung ist so sehr an die Persönlichkeit des Lehrers gebunden wie der Schulgarten. Sein Betrieb erfordert viel Naturfreude, Naturverständnis und Opfer an Zeit. Fehlt dem Nachfolger des Gründers die Hingabe und Begeisterung, so wird auch die schönste Schulgartenanlage bald einer Wildnis gleichen, die ihren erzieherischen Wert eingebüsst hat.

Weitere Schwierigkeiten, die den Schulgarten nicht zu einer rechten Blüte kommen liessen, sind der Mangel staatlicher Vorschriften, die damit zusammenhängende lückenhafte Vorbildung der Lehrer, die schwer überwindbare Gleichgültigkeit vieler Schulgemeinden, die Abneigung gegen Neuerungen und nicht zuletzt die grossen Schul-lasten.

Seit der Zeit, da der Schulgarten den ersten Aufschwung nahm, ist ein Geschlecht herangewachsen, das andern Anschauungen huldigt und sich neue Ziele gesteckt hat. Neben den Fortschritten, die den Schulgarten zu einer biologischen Anlage, zu einem Beobachtungsgarten, erhoben haben, sind es namentlich erzieherische und gesundheitliche Bestrebungen gewesen, die ihm neues Leben eingebläht haben und die Streitfrage: Lokal- oder Zentralgarten? oder beides zusammen? nach und nach verstummen liessen. Und noch eine dritte Strömung hat sich geltend gemacht. Wie in der Baukunst, der Malerei, der Literatur und andern Kulturgebieten hat man auch in bezug auf

die Anlage von Schulgärten wieder den Weg zur Einfachheit zurückgefunden.

Die folgenden Kapitel werden näher auf diese Bestrebungen eingehen und zu Vorschlägen führen, die den Schulgarten auf eine volkstümlichere Grundlage stellen und geeignet sein dürften, die ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden und, wie zu hoffen ist, ihn dauernd lebensfähig zu machen.

2. Ergänzende Einrichtungen zum Schulgarten.

A. Die Pflege von Topfblumen. Zunächst gewann der Grundsatz der Selbsttätigkeit Einfluss auf den Schulgarten. Bisher war dieser mehr zum Schauen und zu gedächtnismässiger Mehrung des Wissens, als zum eigenen Erarbeiten eingerichtet gewesen. Um den Schülern Gelegenheit zu geben, das Gelernte zu betätigen, das Wissen zum Können zu erheben, wurden dem Garten die Topfblumenpflege und das Versuchsbeet angefügt.

Schon im Herbst 1902 wurden, „um den Sinn für die Blumenpflege zu wecken“, von der Stadt Zürich für 1200 Franken Blumenzwiebeln zum Selbstkostenpreis an Schüler von der vierten Klasse an abgegeben. Die guten Erfolge ermunterten die Gartenkustoden, die Blumenpflege auch auf den Sommer auszudehnen. Seit dem Jahre 1908 werden den Schülern und Lehrern jeden Frühling tausende von Stecklingen (Geranien, Fuchsien, Petunien, Begonien, Verbenen usw.) vermittelt. Der Preis, der anfänglich 10 Rappen für das Stück betragen hatte, stellt sich jetzt auf das Doppelte. Die schöne Einrichtung ist Jahr für Jahr ausgedehnt worden. So beläuft sich die Zahl der im Jahre 1911 abgegebenen Stecklinge auf 13,599. Dazu kommen für Fr. 2662.35 Treibzwiebeln (Hyazinthen, Tulpen, Narzissen, Krokus u. a.).

Der Krieg brachte anfänglich eine kleine Einschränkung. Bald lebte aber die Einrichtung wieder auf. Im Frühjahr 1916 wurde sie sogar erweitert, indem die Gartenkustoden 15,107 Portionen Sämereien (Sommerlevkojen, Goldlack, Schleifenblumen, Feuerbohnen, Kapuzinerkresse, Platterbsen) für Topf- und Kistchenpflanzungen zu 5 Rappen abgaben. „Der Versuch kann als gelungen bezeichnet werden“, sagt der Geschäftsbericht der Zentralschulpflege 1916.

Die Blumenzwiebeln und Samen werden von Samenhandlungen der Stadt, die Pflanzen von Privatgärtnern bezogen. Topferde liefert das Gartenbauamt durch Vermittlung der Schulgärten unentgeltlich. Nach der Abgabe an die Schüler bekümmert sich die Schule weiter nicht mehr um die Topfblumen. Von Prämien, wie solche z. B. im Deutschen Reich, in Amerika und Frankreich üblich sind, wird abgesehen; die Kinder sollen ihren Lohn in der Pflege selbst finden.

Zur häuslichen Blumenpflege gesellte sich bald die Pflege durch die Schulklassen. Im Jahre 1904 begannen die Kustoden, angetriebene Blumenzwiebeln an sämtliche Schulhäuser der Stadt zu liefern. Es ist dann Aufgabe der einzelnen Klassen, die Blumen an passenden

Orten in den Lehrsälen oder Gängen aufzustellen und zu pflegen. Wie fruchtbringend diese Pflege gestaltet werden kann, hat der Verfasser seiner Zeit im Juniheft (III) 1910 dieser Zeitschrift gezeigt.

Die Topfblumenpflege ist ein vorzügliches Mittel, um den Sinn für das Naturleben zu wecken. Sie regt die Selbsttätigkeit an und pflanzt in den Kinderherzen Freude an der bunten Mannigfaltigkeit und Lieblichkeit der Blumen. Das ist besonders wichtig für die Mädchen, die einstigen Hüterinnen der Reinheit und Schönheit. Wieviel Glück, wieviel Poesie kann in der Pflege der Zimmerpflanzen liegen! Wie manches Grossmütterchen verschönt sich seinen Lebensabend, weil es ein sonniges Stübchen hat, wo es Fuchsien, Geranien, Pellargonien und Nelken ziehen kann. Wie vielen Frauen, die hart arbeiten müssen, ist es Herzensbedürfnis geworden, ihre karg bemessenen freien Minuten im Umgang mit ihren Lieblingen auf dem Fenstersims zu verbringen. Es gibt nichts Freundlicheres, als einen wohlgepflegten Blumenschmuck vor den Fenstern. Er ist wie ein Gruss der Hausbewohner an die Vorübergehenden.

Voraussetzung für eine nachhaltige Wirkung durch die Schule ist, dass man den Kindern nicht nur Topfblumen abgibt, sondern ihnen auch zeigt, wie man sie pflegt und sie durch Stecklinge oder Ableger vermehrt, wie man Zwiebeln antreibt, die Töpfe mit Erde füllt usw. Mit Vergnügen erinnere ich mich an das sonnige Landschulhaus, wo es mir einst vergönnt war, mit den Schülern Kakteen, Primeln, Geranien und andere Zimmerpflanzen zu ziehen, in ihrer Entwicklung zu beobachten, umzupflanzen und eingegangene im Frühjahr durch Stecklinge zu ersetzen. Wie stolz waren wir auf das gelegentliche Lob eines Vorübergehenden über den reichen Blumenflor, der sich an den Fenstern rings um das Schulhaus in prächtigem Kranze entfaltete.

B. Das Zimmeraquarium. Eine ebenso wertvolle Ergänzung zum Schulgarten bildet das Zimmeraquarium. Namentlich den Lehrern, welche über keinen Garten verfügen, kann es nicht genug empfohlen werden. Zur Einrichtung eines Aquariums sind durchaus keine grossen Ausgaben nötig. Für Schulzwecke genügen die ausgeschossenen Akkumulatorengläser, welche die Akkumulatorenfabrik in Oerlikon für wenige Franken verkauft. Es ist auch nicht nötig, dass man die Aquarien mit kostbaren fremdländischen Pflanzen und Tieren bevölkert. Einige wenige einheimische Arten versehen die gleichen Dienste. An einigen tagebuchartigen Notizen und Schülerarbeiten möchte ich nachweisen, wieviel die Aquarien zur Förderung des Naturverständnisses, der Naturfreude und zugleich auch der Sprachfertigkeit beitragen.

27. April: In der heutigen Handarbeitsstunde richteten wir zwei Aquarien ein. Zuerst wuschen wir den Sand noch einmal, den E. K. am See geholt hatte. Auf einer Schmalseite des Glases schütteten wir einen Blumentopf voll Gartenerde auf, und pflanzten Sumpfschraube und Wasserpest ein. Hierauf schütteten wir Sand auf die

Erde, etwa 5 Zentimeter. Damit sich der Kot der Tiere in einer Ecke sammelt und leicht entfernt werden kann, liessen wir die Sandschicht gegen die leergebliebene Seite des Aquariums schräg abfallen. Zuletzt füllten wir das Glas mit Wasser. Wir mussten das sehr sorgfältig machen, sonst wäre die Pflanzung zerstört worden.

5. *Mai*: Vom letzten Jahr her hatten wir noch einige Schlamm-schnecken. Diese setzten wir in das grössere Glas ein. G. M. brachte noch ein halbes Dutzend Kammölche. G. M. brachte drei Kaulquappen. Wir taten sie zu den Schlamm-schnecken. Zwei Weibchen, ein Männchen und ein gelbes Mölchlein setzten wir in das kleinere Glas. Die andern zwei musste A.C. wieder in den Hornbach zurücktragen. Das junge Mölchlein trägt drei Paar rosenfarbene, aufrechtstehende Kiemen hinter dem Kopf.

10. *Mai*: Unsere Schnecken haben schon Eier gelegt, die an länglichen Klumpen an den Glaswänden und den Blättern der Wasserpflanzen kleben. Die Eier sind durchsichtig wie Glas und so gross wie die Sagokügelchen in der Suppe.

25. *Mai*: Im Schüलगarten sind zwei Wasserfässer eingegraben. Sie sind beständig mit schmutzigem Wasser gefüllt. Über dem Wasser tanzen unzählige Mücken. Im Wasser zappeln kleine schwarze Tierchen. Es sind Mückenlarven. Ruckweise und mit grosser Schnelligkeit rudern sie umher.

Wir fischen wohl hundert Stück heraus. Wir schütteten sie ins Aquarium; denn wir wollten unsere jungen Frösche damit füttern. Nach einer Stunde schauten wir wieder nach. Eben schlüpften zwei Mücken aus ihrer Hülle. Ruhig blieben sie mit ihren langen Beinen auf dem Wasser stehen. Am Nachmittage waren sie weg.

7. *Juni*: Die Schnecklein fangen an auszukriechen. Sie sind winzig klein und bewegen sich gar langsam. Erst wenige sind ausgekrochen. Die übrigen Eier sind gelblich geworden. In jedem Ei ist ein dunkler Punkt bemerkbar; das ist das im Ei wachsende Schnecklein.

Die jungen Frösche, die schon Beinchen haben, kümmern sich nicht um die kleinen Schnecken, auch nicht um die Mückenlarven, die wir ihnen gebracht haben. Sie wachsen sehr langsam. Nur von dem grünen Belag an den Glaswänden lecken sie etwas ab. Wir brachten ihnen auch Blattläuse. Wir konnten aber nicht beobachten, dass sie davon frassen.

Der kleine Molch hat die Kiemen verloren. Schon vor ein paar Tagen bemerkten wir, dass eine Änderung mit ihm vorgehe. Er wurde immer dunkler und sieht nun aus, wie die andern Kammölche. Wir legten ihm ein Korkstück auf das Wasser. Heute kletterte er zum erstenmal darauf.

Die erwachsenen Kammölche schwimmen munter umher. Sie rudern mit dem mächtigen Schwanz. Das gelb gefärbte Männchen ist viel kleiner, als die dunklern Weibchen. Diese legen Eier. Je ein Ei kleben sie auf die Blättchen der Wasserpest. Nachher legen sie das freie Ende des Blättchens über das Ei. Mit beiden Hinterfüsschen

drücken sie längere Zeit das Blatt an das Ei. Dieses klebt dann zwischen dem gefalteten Blättchen. Das Männchen wedelt beständig mit dem Schwanze. Von Zeit zu Zeit steigen die Mölche an die Oberfläche und schnappen Luft.

12. Juni: Der junge Kammolch ist nicht mehr da. Er hat wohl aufs Land gehen wollen, weil er die Kiemen verloren hat und nicht mehr im Wasser atmen kann. Wo mag er sein?

15. Juni: Heute Nachmittag fanden wir ihn unter einem Tisch, tot und eingetrocknet. Jetzt wollen wir aber auch die andern in Freiheit setzen. Sie sind wohl fertig mit Laichen und wollen auch ans Land steigen. E. J. brachte sie an denbach hinunter.

20. Juni: Hunderte von kleinen Schnecklein kriechen jetzt an den Wänden auf und ab. Sie wachsen schnell. Sie fressen die kleinen Algen, welche an den Blättern der Wasserpflanzen und an den Glaswänden wachsen. Auf dem Rücken tragen sie ihr Häuschen, das sie von ihrem Geburtstage an bis zu ihrem Tode nachschleppen müssen, das mit ihnen grösser wird, und an das sie fest gewachsen sind.

27. Juni: Die jungen Schnecken wachsen so schnell, dass sie bald nicht mehr genügend Nahrung finden in einem Glase. Im Mai war es ganz undurchsichtig. Jetzt ist es blitzblank. Die hungrigen Schnecklein haben uns einen guten Dienst geleistet.

Wir brachten die alten Schnecken in ein anderes Glas, damit sie auch dort die Reinigungsarbeiten vornehmen sollten. Schon am Nachmittag hatte eine von zu oberst bis zu unterst einen breiten Gang in den Algenbehang gefressen.

Die Kaulquappen sind fertige Frösche geworden. Nur sind sie klein geblieben. Sie wollen einfach nicht fressen. Damit sie nicht weiter Hunger leiden, wollen wir auch ihnen die Freiheit geben.

Schon sind einige junge Mölchlein ausgekrochen.

1. Juli: A. C. brachte aus dem See zwei Barsche und zwei Röteli. Wir setzten sie in das Glas ein, in dem die jungen Schnecken sind.

Immer mehr Mölchlein schwimmen zwischen den Pflanzen umher. Sie sind etwa 12 Millimeter lang. Sie scheinen nur aus Kopf und Schwanz zu bestehen. Deutlich bemerken wir die zwei Äuglein. Sieht man näher zu, so kann man auch ihre vier Beinchen beobachten. Diese sind aber so zart wie Spinnenfäden.

4. Juli: Die Schnecklein sind verschwunden. Die vier Fische haben alle verschluckt. Die hungrigen Räuber! Jetzt wollen wir ihnen Mückenlarven und Würmer holen im Schulgarten drüben. Wie munter sie umherschwimmen! Wie schön sie gefärbt sind!

Diese wenigen Proben mögen genügen. Ähnliches lässt sich mit Raupenkästen und Terrarien erreichen. Jahrelang habe ich auch Seidenraupen gezüchtet mit meinen Schülern.

In den letzten Jahren habe ich die Pflege der Topfblumen und des Aquariums eingestellt. Mein jetziges Schulzimmer liegt ebener Erde und ist so düster, dass darin Tiere und Pflanzen einem dauernden Siechtum verfallen müssten. Ferner hat uns seit Kriegsausbruch mehr und mehr der Garten in Anspruch genommen. Im Anbau des Bodens in

der freien Natur habe ich vollen Ersatz gefunden. Übrigens wird es auch in günstigen Verhältnissen vorteilhafter sein, wenn man nicht zu vielerlei nebeneinander treibt. Der übrige Unterricht müsste leiden, und die freie Zeit des Lehrers würde über Gebühr verkürzt.

C. Das Versuchsbeet. Das Kind erkennt das Walten der Natur, die Gesetze, der sie folgt, am besten, wenn es zunächst liebevoll und eingehend den Entwicklungsgang weniger Lebewesen verfolgt. Darum scheint mir, noch wichtiger als biologische Schulgärten seien — für Primarschulen gilt das unbedingt — die Versuchsbeete. Das sind kleine Landstücke von wenigen Geviertmetern in der Nähe des Schulhauses (ist ein eigentlicher Schulgarten vorhanden, so machen sie einen Teil davon aus), wo die Pflanzen, die im Unterrichte zur Behandlung kommen sollen, von der Schulklasse gemeinsam grossgezogen und während ihrer ganzen Entwicklung in regelmässigen Zeitabschnitten beobachtet werden. Da lernt der Schüler unter steter Anleitung des Lehrers durch eigene Anschauung und fortgesetzte selbsttätige Pflege die freilebenden Pflanzen kennen; er sieht dabei, wie sie aus Samen hervorgehen, keimen, wachsen, blühen, Früchte tragen, sich mehren, wehren und endlich absterben. Wird er angehalten, das, was er gesehen und erlebt hat, in Wort und Bild zur Darstellung zu bringen, so erhält er im Laufe eines Sommers die ganze Lebensgeschichte seiner Pflönglinge. Ein dergestaltiger Unterricht vermittelt ohne Zweifel eine tiefere Naturerkenntnis und fördert durch seine abwechslungsreichere Ausdrucksweise das sprachliche Können in höherem Masse, als die mehr oder weniger sich gleich bleibenden Beschreibungen von der Wurzel bis zur Spitze.

Das Gesagte möge wieder durch ein Beispiel aus der eigenen Lehrtätigkeit veranschaulicht und bestätigt werden:

Der Sommerweizen. *Das Korn.* (Der schriftlichen Arbeit voraus ging das Modellieren des Kornes in vergrössertem Masstabe.) Das Weizenkorn gleicht einem Wecken. Eine Längsrille teilt es in zwei Hälften. Das eine Ende des Kornes ist mit filzigen Härchen bedeckt. Am andern Ende bemerken wir einen Fleck, der wie eingedrückt erscheint. Mitten in diesem Fleck sitzt ein winziger Höcker. Das Weizenkorn hat gelbbraune Farbe. Der Querschnitt hat die Form eines Veilchenblattes. Unter der äussern braunen Schale liegt eine dunkle Schicht. Der innere Kern besteht aus weissem Mehl.

Die Aussaat. 19. März: Zuerst haben wir die Erde mit einem Spaten umgegraben. Durch das Umgraben wird die Erde locker. Die Pflanzen gedeihen besser in lockerem als in festem Boden. Mit Kräueln und Rechen ebneten wir das Beet aus. Nun erst säten wir die Körner. Mit einem Rechen häckelten wir sie ein.

Die Bauern machen es anders. Statt des Spatens brauchen sie den Pflug. Zwei Ochsen brechen in einem halben Tag mehr Land um, als zwei Männer in einer Woche umzuspäten vermöchten. An Stelle des Kräuels und des Rechens tritt die Egge. Diese wühlt die Erde auf, ebnet sie etwas und deckt dabei die Körner zu. Ist die Erde

trocken und hart, so vermag die Egge die Scholle nicht zu zermalmen. Dann müssen die Landleute diese noch mit Hacken zerschlagen.

Der Keimling. (29. März.) Wir gruben einige Körner aus. Sie sind alle stark aufgeschwollen. Sie haben aus der feuchten Erde Wasser aufgesogen. Die Haut über dem Fleck ist geplatzt. Aus dem Höcker ist ein Keimling mit zwei feinen Spitzen hervorgewachsen. Die Spitze nach oben wächst sich zu einem Blättchen aus; die Spitze nach unten zu einem Würzelchen. Ein Querschnitt durch ein Korn hat uns gezeigt, dass sich der mehligte Inhalt zu einem milchigen Brei verwandelt hat. Der Keimling nährt sich von diesem Brei, bis seine Wurzeln selbst Nahrung aus dem Boden aufsaugen können.

Die Saat. (29. April.) Während der Ferien sind die jungen Pflanzen ordentlich aufgeschossen. Nach oben sind zwei Blättchen gewachsen. Einige Pflanzen zählen schon ein drittes Blättchen. Die Blättchen sind linealförmig. Die Blattnerven sind gleichlaufend. Nach unten hat das Pflänzchen ein ganzes Büschel Faserwurzeln getrieben. An der Stelle, wo die Blättchen und Wurzeln entspringen, sitzt immer noch das Weizenkorn. Aber es ist fast leer. Das junge Pflänzchen hat die Vorräte an Mehl aufgebraucht. Die Wurzeln sind jetzt so kräftig, dass sie das Pflänzchen selbst ernähren können.

Der Sommerweizen. (2. Juli.) Die meisten Ähren sind ausgeschlüpft. Einzelne sitzen noch in den „Hosen“. (Selbstverständlich lösten wir bei einigen Pflanzen die Blätter los, so dass die jungen, zarten Halme und Ähren bloss lagen.) Eine Ähre ist vom Weizenbrand befallen worden. Von weitem scheint sie verkohlt zu sein. Berührt man sie, so bleibt an den Fingern ein schwarzbraunes Pulver kleben. Das sind die Sporen oder Samen des Weizenbrandes. Der Weizenbrand ist ein Pilz, der in der Ähre wächst, wie der Schimmelpilz im alten Brot. Er verhindert die Körnerbildung und zerstört die Ähre. (Es folgt eine Wanderung auf den nahenhof, wo wir grössere Getreidefelder anschauten und einen Strauss verschiedenartiger Getreideähren sammelten.)

Der Nutzen des Weizens. (28. August.) (Nach den Ferien erzählt ein Mädchen von armen Leuten, die es in den Ferien hat Ähren sammeln sehen. Kurze Besprechung des Bildes: Die Ährenleserin.) Heute hatten wir Weizenernte. Fast alle Keimlinge haben mehrere Halme getrieben. Einzelne Pflanzen trugen 9, 10 und sogar 12 Ähren. Bei zwei Pflanzen haben wir den Ertrag an Körnern abgeschätzt und gezählt. Wir wählten dazu die mit der grössten Ährenzahl. Von 12 Ähren der ersten waren vier taub, die andern guten enthielten 223 Körner. Die zweite Pflanze zählte 9 Ähren. Eine davon war halb leer. Entweder sind die Körner ausgefallen, oder Sperlinge haben sie geraubt. Trotzdem zählten wir noch 319 Körner. Die grösseren Ähren enthielten 40 bis 57 Körner.

Der Weizen liefert ausser den Körnern auch Stroh. Das Weizenstroh findet gewöhnlich Verwendung als Streue. Wenn das Heu sehr teuer ist, dient es auch als Viehfutter. Es wird dann mit Heu gemischt und mit der Maschine kurz geschnitten.

Der Weizenhalm. (29. August.) Unser Sommerweizen ist 90 bis 110 Zentimeter hoch geworden. Die Halme haben eine Dicke von einer hölzernen Stricknadel. An jedem Halme finden sich 3 bis 4 verdickte Stellen. Diese Stellen werden Knoten genannt. Sie bestehen aus einer harten, dunklen Masse. Die Knoten gleichen Knien. Wird ein Halm niedergedrückt, so richtet er sich in den Knoten wieder auf. Die Knoten sind also die Gelenke der Halme. Sie teilen die Stengel in mehrere Teile, Glieder genannt. Die Glieder sind hohl und werden nach oben länger. Das oberste Glied ist meist länger als die übrigen zusammen. An jedem Knoten entspringt ein Blatt, das bis in halbe Höhe den Stengel umfasst.

In der Mühle zu (12. Oktober.) Am letzten Mittwoch besichtigten wir die Mühle in Der Müller gab uns die gütige Erlaubnis, alles genau anzusehen. Die Mühle umfasst mit dem Kellergeschoss vier Stockwerke. Im ersten Stockwerk befindet sich das Mahlwerk mit den Mühlsteinen. Auf dem zweiten Boden liegen die Vorräte an Korn und Mehl. Auf dem obersten Boden steht die Siebmaschine. Das Korn wird vermittelt eines Liftes in das zweite Stockwerk hinauf befördert. Durch Löcher im Boden wird es in das Mahlwerk hinunter geschüttet. Es fällt zunächst in einen Trichter. Von hier wird es zwischen die Mühlsteine geleitet. Der untere Mühlstein ist festgemacht. Der obere dreht sich und zerreibt die Körner zu Mehl. Dieses fällt durch ein Rohr in den Keller hinunter. Mit Hilfe eines Schöpfwerkes wird es in das oberste Stockwerk hinauf gebracht. Das Schöpfwerk gleicht einer Baggermaschine. An einem Lederriemen ohne Ende sind viele Becher fest genäht. Diese füllen sich der Reihe nach im Keller mit Mehl und entleeren sich im obersten Stockwerk. Das Mehl fällt in einen Kasten, der elf verschieden feine Siebe enthält. Der Siebkasten wird fortwährend heftig geschüttelt. Die Siebe bestehen aus starken Seidengeweben. Sie scheiden das Mehl in elf Sorten. Jede Sorte fällt in einen besondern Sack, der unter den Sieben festgeschraubt ist. Das gröbste Mehl heisst Kleie. Diese besteht fast nur aus Schalenteilen und wird als Viehfutter verwendet. Aus dem feinsten Mehl wird Weissbrot, aus dem gröbern Hausbrot oder Ruchbrot gebacken. Ruchbrot ist sehr mährhaft und der Gesundheit zuträglicher als Weissbrot. Sondert man das Gemahlene nicht, lässt man also die Schalenteile und das Mehl beieinander, so entsteht das sogenannte Vollmehl, aus welchem man Grahambrot bäckt. (Ein Schüler hatte einen Bäcker zum Vater. Eine Besichtigung seiner Bäckerei haben wir nicht beschrieben.)

Die Ergebnisse können auch auf andere Weise verarbeitet werden. So zeigt ein Kollege P. in den Schweiz. Blättern für Knabenhandarbeit (Jahrgang 1916, Seite 77 ff.), wie das Versuchsbeet mehr im Sinne der Handbetätigung ausgebeutet werden kann. Er lässt, wie die beiden Photographien beweisen, die Weizenpflanzen (es könnte auch Mais, Flachs oder etwas anderes sein) in verschiedenen Entwicklungsstufen pressen; die Ähren mit eigenen Flegeln dreschen,

Bilder und Zeitungsausschnitte über den Stand der Ernte, die Preise usw. sammeln; Probiertgläser mit Mehl, Strohgeflechte und andere Erzeugnisse, die aus Getreide gewonnen werden, auf Pappdeckeln aufziehen. —

Die Forderung nach erhöhter Selbsttätigkeit hat da und dort zu Versuchen geführt, Schüler auf dem Wege der Freiwilligkeit zu Gehilfen der Schulgartenbesorger heranzuziehen. Im Jahre 1904 behandelte die Schulgartenkommission in Zürich die Frage: Können die Schüler im Schulgarten beschäftigt werden? Die Praxis zeigte bald, dass man am besten davon absieht. Die Schulgärten sind zu vielgestaltig und meist auch zu klein, um gleichzeitig einer grössern Zahl von Kindern Beschäftigung bieten zu können. Auch stehen zu grosse Werte im Spiel. Durch Unkenntnis und Ungeschick könnten teure Anlagen verderbt, seltene Pflanzen sogar ausgerottet werden. Höchstens zu allerlei Hilfsdiensten lassen sich die Schüler heranziehen, gleichzeitig können aber nur kleine Gruppen, nie ganze Abteilungen beschäftigt werden.

Erst in den letzten Jahren ist die Gartenpflege durch Kinder häufiger zur Tatsache geworden. Keine andere Zeit hat die grosse menschenziehende Kraft, die im Anbau des Bodens liegt, so überzeugend nachgewiesen wie die Gegenwart. Nach den bisherigen Erfahrungen scheint wirklich die Neubelebung des Schulgartens dann am ehesten möglich zu sein, wenn er zum eigentlichen Arbeitsgarten umgewandelt wird.

Doch ist dieser Fortschritt nicht im Anschlusse an den Schulgarten erreicht worden; seine tiefern Wurzeln liegen in der allgemeinen Gartenbewegung, welche, seit der Jahrhundertwende immer mächtiger anschwellend, heute die weitesten Volkskreise ergriffen hat. Wir werden unsere Aufmerksamkeit also auch dieser unser ganzes Wirtschaftsleben aufrüttelnden Bewegung zuwenden müssen und sehen, was sie Gutes für die Jugenderziehung im Schosse birgt.

3. Die allgemeine Gartenbewegung und ihre Bedeutung für das Volkwohl.

Schon längst klingt in den Liedern des Grosstadtdichters das Heimweh nach Luft und Licht, nach Feld und Flur. Reich und arm, jung und alt, die Stadtmenschen alle spüren immer mächtiger das Sehnen, das sie hinausführen will ins Grüne, ins Reich der Sonne. Leider aber ist nur wenigen vergönnt, das, was Tolstoi und Rosegger in Wort und Beispiel gepredigt, die Rückkehr zur Natur, in die Tat umzusetzen oder gar, wie der grosse Russe, die Stadt zu verlassen und zum Pfluge zu greifen.

„Die Möglichkeit, auf dem Lande zu wohnen, sich durch die Arbeit der eigenen Hände auf ihm zu nähren, war immer und bleibt immer eine der Hauptbedingungen eines glücklichen und unabhängigen Menschenlebens. Das wussten stets alle Menschen und wissen es noch, und darum haben die Menschen, wie der Fisch nach dem Wasser,

selbst nach dem Scheinbild eines solchen Lebens jederzeit gestrebt, streben auch jetzt noch danach und werden immer danach streben.“ (Tolstoi: „An die Arbeiter.“)

Wer spürt nicht ein wenig Neid in sich, wenn er, sich flüchtend vor dem Gewühl und dem Lärm, dem Dunst und dem Staub der Stadt, an einem Ferientag durchs Land fährt und aus dem Wagenfenster den Bauer den goldenen Weizen in die warmgesonnten Furchen streuen oder die wohlverdienten Arbeitsfrüchte einheimsen sieht! Wieviel freier, gesunder, bildender und menschenwürdiger ist seine Arbeit als die der grossen Mehrzahl der Städter!

Jedesmal, wenn ich aufs Land hinauskomme, packt mich das Heimweh; und ich möchte wieder leben, wo roter Mohn und blaue Kornblumen locken zwischen nickenden Ähren, wo der Tau glitzert, der Falter gaukelt und die Lerche trillert. Das Leben des Landmannes mag hart sein; dem Boden das Brot abzuringen, ist ein mühevolleres Werk. Eines jedoch hat seine Arbeit aller andern voraus. Sie bringt ihn in innigen Verkehr mit der allheilenden Natur und wird damit zu einer nie versiegenden Kraftquelle für seine leibliche und geistige Gesundheit. „Aus der Scholle spriesst Kraft für die ganze Welt und Segen für den, der sie berührt“, sagt Rosegger im Schlusskapitel seines Buches „Erdsegen“.

Gewiss, es ist ein köstlich Ding, die Wunder des Frühlings, das Blühen und Reifen im Sommer unmittelbar und jedes Jahr in neuer Auflage miterleben zu dürfen. Wie geht dem das Herz auf, der Sonntags die Felder durchstreift und sieht, wie seine Wiesen grünen, seine Traubenschösschen sich strecken, seine Kartoffeln zwischen den Schollen hervorbrechen, sein Weizen blüht, seine vollen Ähren sich neigen! Und bei aller Freude weiss der Bauer doch, dass sein Säen und Pflegen auf Hoffnung geschieht. Ein Hagelwetter, eine kalte Nacht, ein nasser Monat kann die Arbeit eines ganzen Jahres vernichten. Das macht ihn ernst, behütet ihn aber auch vor Übermut und Selbstüberhebung. Wie dankbar ist er darum, wenn er endlich den vollen Erntewagen unter Dach gebracht hat und der Bäume reichen Segen einheimsen darf. Armer Städter, der du nicht Teil hast an dem, was draussen blüht und reift!

„Eine Hand, die nicht schon goldgelbe Quitten oder rostbraune Birnen und weiss- und rotgestreifte Äpfel gepflückt hat, nicht zwei Stück oder drei oder ein halbes Hundert, vielmehr aus dem Vollen und Übervollen drauflos, korbweise, zentnerweise, die hat etwas versäumt hienieden. Die hochträchtige Erde von ihrer bedrängenden Überfülle zu erlösen und das kühle Fleisch ihrer Leibesfrucht im eigenen blutwarmen Fleisch der Hand zu spüren, immer mehr davon, immer mehr, bis dass es hochgeschüttet in Haufen herumliegt — das ist keine Arbeit, das ist ein Fest!“ (W. van Vloten: „Der Garten als Werkstätte!“ Neue Zürcher Zeitung, 1917, Nr. 131.)

Ja, Garten- und Freiluftleben sind eine Macht. Wer es nicht hat, aber schon empfinden durfte, allein oder mit lieben Menschen, der erinnert sich seiner mit wehmütiger Sehnsucht.

Im Grunde ist es der Selbsterhaltungstrieb, der da am Werke ist, um dem abgehetzten Geschlechte von heute etwas von dem Frieden des Paradiesesgartens zurückzugewinnen. Das rastlose Treiben des neuzeitlichen Erwerbslebens hat die Nervenkraft und die Gesundheit des Volkes zerrüttet; ganzen Familien in den Industrieorten droht der Untergang. Da ist der Gartenwillen erwacht und hat den Kampf aufgenommen wider die Unnatur des städtischen Lebens. Das Wandern ist aufgekommen, Gartenstädte, öffentliche Anlagen, Sport- und Spielplätze sind entstanden. Aber auch die Familien- und Schülergärten, die Ferienkolonien, die Landerziehungsheime und Waldschulen, die Naturheilvereine, Luft- und Sonnenbäder, die Spielabende und Ausmarschübungen, das Wandervogel- und Pfadfinderwesen verdanken ihr Dasein ganz oder teilweise dem gleichen Streben nach Freiluft. Und wo immer es gilt, den Unglücklichen und Ärmsten aus öffentlichen Mitteln eine Wohnstätte zu bereiten, wird der Garten nicht vergessen. Spitäler, Irrenanstalten und selbst die Zuchthäuser werden aufs Land hinaus verlegt oder wenigstens in Gartenanlagen hineingestellt. Das hat einen tiefen Sinn. Blumen und Grün sollen den Kranken erfreuen, Stille und Frieden ihm Genesung bringen.

Wir begrüßen es aus einem doppelten Grunde, wenn durch die Einrichtung von Familien- und Schrebergärten, den Bau von Gartenstädten usw. den Städtern auch etwas zukommen soll von dem Segen, der aus der Scholle erwächst. Zunächst sind es Forderungen des körperlichen Wohlseins, die der Gartenpflege rufen. Man hat allgemein erkannt, dass nur der die Gesundheit auf die Dauer erhalten kann, der genügend Betätigung und Bewegung in frischer, freier, sonniger Luft hat. Seit die meisten Angestellten und Arbeiter, die tagsüber in geschlossenen Räumen arbeiten müssen, jedes Jahr Ferien und durch Ruhetags- und andere Gesetze den freien Sonntag und verkürzte Arbeitszeit erhalten haben, ist nun Tausenden Gelegenheit geboten, viel freie Zeit bei gesunder Betätigung in frischer Luft zuzubringen und sogar sich zur Erholung jährlich eine oder mehrere Wochen ganz in die ländliche Stille zurückzuziehen. Hoffentlich erreichen wir, dass die Baugesetze noch strenger, die Bebauung lichter, die Wohnungen sonniger, die Gärten zwischen den Häusern, die Spielplätze und Anlagen grösser und zahlreicher werden.

Im weitern sprechen Erwägungen seelischer und sozialer Natur mit. In der Stadt, wo alles darauf bedacht ist, die letzte Minute und die letzte Kraft dem Gelderwerb dienstbar zu machen, ist das Bedürfnis nach Ablenkung und Beschäftigung, die mehr um ihrer selbst willen getan wird, ein grosses. Auf der Arbeit, die wir lediglich des Erwerbes wegen verrichten, liegt kein Segen. Je gleichmässiger und einseitiger sich infolge der Arbeitsteilung die Tätigkeit des einzelnen gestaltet, um so bedeutungsvoller wird die freie Betätigung. In der Mussezeit soll dem Geiste und dem Gemüte Nahrung geboten werden, die den Menschen wieder zu sich selbst kommen lässt und einen Ausgleich schafft gegen die geisttötende Arbeit an der Maschine. Wo diese Möglichkeit ausgeschlossen ist, erlahmen die seelischen Kräfte aus

Mangel an richtiger Betätigung; das Verlangen nach höhern Lebensgütern geht verloren, und an seine Stelle treten die gewöhnlichen und schalen Vergnügungen des Städters und, was noch schlimmer ist, Verbitterung, Hass und Neid. Was nützen schliesslich alle Fortschritte der Technik und der Wissenschaft, wenn dabei das Sehnen des Menschen nach Glück keine Nahrung findet?

Leider hat es bisher trotz des unbestrittenen Bedürfnisses und trotz der mannigfaltigen Bemühungen zahlreicher Volksfreunde doch nicht so recht vorwärts gehen wollen mit der Sache der Gartenbewegung. Da hat der Krieg wie ein Blitz die Menschen überrascht. Und was die Friedenszeit nicht zustande brachte, das hat die Not getan. Sie, die grösste Erzieherin, hat uns zurückgeführt zu unserer gemeinsamen Ernährerin, der heimatlichen Erde, und uns klar zum Bewusstsein gebracht, dass alles Silber und Gold nur Scheinwert ist und den lechzenden Gaumen nicht zu laben vermag.

Es ist kein Unglück so gross, es birgt ein Glück im Schoss! Dass sich die Wahrheit dieses alten Spruches aufs neue bewährt, ist wenigstens ein Lichtblick in dieser düstern Zeit. Wie Pilze sind von heute auf morgen die Familiengärten und Notstandspflanzungen durch die Schüler aus dem Boden gewachsen. Ist auch die Teuerung ihre Erzeugerin gewesen, so wird ihr dauernder Wert doch vielmehr durch ihre ideellen Vorzüge, als durch ihren wirtschaftlichen Nutzen bestimmt. Ein Garten ist ein wahrer Segen für die ganze Familie. Er liefert nicht nur Gemüse, er verschafft dem Städter gesunde Bewegung und Erholung schönster, edelster Art; er gibt den Eltern Gelegenheit abends und in den übrigen freien Zeiten mit den Kindern Stunden frohen Beieinanderseins und des Glücks zu geniessen und — was auch wertvoll ist — hält manchen Familienvater vom Wirtshaus fern. Wer schon an einem Familiengarten vorbeiging, hat sich gewiss gefreut an dem schönen Familienleben, das sich hier entfaltet.

Ich wüsste auch nicht, wie auf bessere Weise Sinn und Verständnis des Industriearbeiters für das Naturleben geweckt werden könnte. Und nicht nur die Freude an der Natur, sondern auch die Freude an der Heimat. Wer ein eigen Stück Land bebauen darf, der kann den Glauben an das Vaterland nicht verlieren. Erst das Interesse am nährenden Grund hat die Liebe zur Heimat geschaffen und den Mut, sie zu verteidigen. Die bebaute Scholle ist's also, die „das teuerste der Bande wob, den Trieb zum Vaterlande“. Es ist um ein Volk, einen Staat schlimm bestellt, wenn die Mehrzahl seiner Glieder wurzellocker geworden ist. Jeder Staat setzt sich letzten Endes aus Familien zusammen, und die bedürfen des Bodens, wenn sie gesund bleiben sollen. Wer das Anrecht auf den heimatlichen Boden verliert und von Miethaus zu Miethaus ziehen muss, wird unzufrieden und heimatlos.

Ein Garten ist schliesslich ein Fleck Erde, auf dem sein Inhaber schalten und walten kann nach Belieben, und durch den er mit dem Heimatboden verwächst. Er kann ihn zu einem kleinen Paradies ausbauen oder doch zu einem heimeligen Plätzchen, das er in jeder freien Stunde aufsuchen kann und an dem sein Herz hängt. Er schafft

hier nicht nur Teile und Teilchen eines Ganzen, hier ist er nicht Glied eines mächtigen, kunstvoll geordneten Arbeitsbetriebes, dessen Endergebnis als fertiges Gebilde er nicht versteht, vielleicht nie zu sehen bekommt; hier erhält er einen sichtbaren Beweis dafür, dass seine Arbeit und sein Fleiss Erfolg hat; denn alles, was im Garten an Nützlichem und Schönerem entsteht, kann er für sich und seine Familie verwenden. Und weil er nur seine Arbeit tut, ist es auch freudige und ganze Arbeit. Man muss es miterlebt haben, wie lieb den Leuten ihre Pflanzungen sind. In aller Herrgottsfrühe sieht man sie draussen hantieren; am Abend werken sie, solange ihnen der Tag hilft; und am Sonntag wissen sie nichts Schöneres, als sich zwischen ihren Pflanzungen zu ergehen und mit den Angehörigen im eigenen Gartenhäuschen den Abendimbiss einzunehmen.

Jeder muss ein Gärtchen haben,
wärs auch noch so klein,
wo er hacken kann und graben,
Herr und Schöpfer sein.

Dankbeschwingtes Festgeläute
klingt durch sein Gemüte,
wenn vom Samen, den er streute,
alles grünt und blüht.

L. Fulda.

Noch manch anderer Schatz liegt im Familiengarten verborgen. Er hilft z. B. wesentlich mit, unsere Volksernährung zu heben. Bisher haben Fleisch, Zuckerzeug, Backwerk und dgl., Kaffee, Bier und andere Getränke von zweifelhaftem Werte eine viel zu grosse Rolle gespielt in der Ernährung unseres Volkes. Nun ist es eine allgemein bekannte Tatsache, dass einseitige Fleischnahrung und die dabei verwendeten Gewürze vermehrtem Alkoholgenuss rufen. Ausschliessliche Pflanzenkost dagegen ist meist gleichbedeutend mit völliger Enthaltensamkeit. Wer also den Alkohol bekämpfen will, muss die Bestrebungen unterstützen, die auf einen erhöhten Verbrauch von Gemüse und Obst hinarbeiten. Der Garten erzieht uns, die Mahlzeiten durch frische Gemüse zu würzen und zu verbessern und wieder, wie früher, wo Hafermus und Milchspeisen vorherrschten, zu der gesunden, einfachen Kost zurückzukehren, die der heimatliche Boden bietet.

Auch die Behörden haben Ursache, die Verbindung der gewirtschaftlichen Tätigkeit der Städter mit der Naturalwirtschaft zu begrüssen und zu fördern. Ein Familiengarten, der dem bedrängten Vater hilft, die Not aus eigener Kraft und mit Hilfe der Angehörigen zu bannen oder doch zu mildern, stellt eine Notunterstützung im besten Sinne des Wortes dar. Wer die wirtschaftlich Schwachen heben will, darf ihnen nicht einzig mit Bargeld beispringen; wird im Arbeiter nicht zugleich jenes Sehnen nach der Scholle, die Freude am Familienleben und der Sparsinn geweckt mit dem Ziele nach einem eigenen Heim, so sinkt er zum Proletarier hinab, der seinem Volk zum Hemmschuh und dem Staate zur Gefahr wird.

Je mehr die städtische Bevölkerung für den Gartenbau gewonnen wird, um so allgemeiner wird die freie Zeit der Arbeiter eine gute Verwendung finden. Seit die neue Gemeindeordnung in der Stadt Zürich Gültigkeit hat, steht der Achtstundentag in sicherer Aussicht. Er

wird unserem Volke nur zum Segen gereichen, wenn der einzelne einen weisen Gebrauch machen lernt von den Mussestunden, die ihm dann zur Verfügung stehen. Kenner Englands betonen, dass die furchtbare Trunksucht in den Fabrikstädten dieses Landes ihre Wurzeln zum Teil wenigstens in der schlecht angewandten freien Zeit haben, welche die englische Arbeitszeit den Arbeitern gewährt. Mögen darum die Behörden, nach dem Kriege nicht weniger als jetzt, alle Bestrebungen unterstützen, welche auf eine einfachere, natürlichere Lebensweise hinzielen und unser Volk zur erlösenden Erkenntnis zurückführen, dass Landarbeit nicht nur schön und edel, sondern auch für Leib und Seele gesund ist.

Selbst für unsere vielen Grossbetriebe kann es nur von Vorteil sein, wenn die Arbeiter nach Fabrikschluss den Feierabend im Garten bei nützlicher und der Gesundheit zuträglicher Arbeit verbringen. Darum sollten sie ihr noch nicht überbautes Land, das sie während des Krieges zu Notstandspflanzungen hergaben, den Arbeitern auch nach Friedensschluss aus Gründen der Volksgesundheit, der Sittlichkeit und des eigenen Vorteils für den Gartenbau überlassen. Arbeiter, die ein Gärtchen pflegen, sind zufriedener, fühlen sich behaglicher und zeigen mehr Sesshaftigkeit als die andern, die von heute auf morgen den Staub von den Füßen schütteln können.

Der Familiengarten trägt ferner dazu bei, die Stadtmenschen einander näher zu bringen, Standesunterschiede zu verwischen. Da trifft man neben Arbeitern auch Beamte, Lehrer und andere Leute des Mittelstandes. Die gleiche Not, die gleichen Sorgen und die gleichen Freuden bringen sie zusammen. Nach hüben und drüben gibts zu reden und zu fragen. Leute, die sonst durch Lebensart, Lebensanschauung und Lebensführung getrennt sind, werden da von selbst wieder ländlich zutraulich.

Ob sich der Verfasser täuscht, wenn er aus der ganzen Bewegung auch ein besseres Verständnis der städtischen Bevölkerung für die Bauern erwartet? In den letzten Jahren schienen immer mehr Neid und Hass das Verhältnis zwischen beiden Lagern zu bestimmen. Es wäre ein Landesunglück, wenn sich der Strom bitteren Scheidewassers zwischen Stadt und Land noch vergrössern sollte. Jeder sieht des andern Leben nur von der Sonnenseite. Und keiner kennt des andern Not. Was weiss der Städter von den Mühen und Härten der kleinen Bauern, die die überwiegende Mehrheit in unserm Schвейzerlande bilden; was die Landleute von der Abhängigkeit des städtischen Arbeiters, der Eintönigkeit seines Berufes und der Trostlosigkeit seines zerrissenen Familienlebens! Die Hoffnung, dass sich beide bei der Arbeit wieder verstehen lernen, ist zu schön, als dass ich ihr nicht Ausdruck geben möchte. Sicher wird die ganze Bewegung wenigstens dazu führen, dass die Landarbeit und deren Erzeugnisse höher gewertet werden.

Wer den Kohl und die Kartoffeln, die er isst, selbst im Schweisse seines Angesichtes pflanzt und dabei die Schwierigkeiten erfährt, die das Wetter, der Boden, das Unkraut, das Ungeziefer ihm ent-

gegenstellen, wird eher mit den Bauern fühlen und denken und weniger versucht sein, ihm Wucher vorzuwerfen als der, welcher eine Hacke nicht von einem Karst unterscheiden kann.

4. Wie die Not der städtischen Jugenderziehung zur Einrichtung von Schülergärten geführt hat.

A. Die erzieherischen Werte der landwirtschaftlichen Arbeit. Der Ruf: Pflanz Gemüse! pflanz Kartoffeln! nützt jeden Fleck Erde! ist auch in die Schule hineingedrungen. Die Lehrer haben verstanden, was die Stunde geschlagen hat und sind bereit, aus den Goldkörnern, welche die Zeitströmung mit sich führt, Münze zu schlagen für die Jugend.

Die Kinder unserer Industrieorte bekommen die Schäden des neuzeitlichen Erwerbslebens ebenso sehr, wenn nicht in noch höherem Masse zu spüren als die Erwachsenen. Sie sehen sich immer weiter von der Natur weggedrängt und leiden darum unter einer fortschreitenden Verarmung an Bildungsmöglichkeiten und einfachen, natürlichen Freuden. Jeder Volksfreund und besonders der Lehrer, welcher seine eigene Jugendzeit auf dem Lande verlebt und nun vor die Aufgabe gestellt ist, Knaben und Mädchen der Stadt zu tüchtigen Volksgenossen heranzubilden, wird das bestätigen. (Siehe z. B. Paulsen: „Aus meinem Leben“.)

Glücklich das in geordneten Verhältnissen aufwachsende Bauernkind, das unmittelbar teilnehmen kann an der Fülle von Leben und Wirksamkeit, welche ein landwirtschaftlicher Betrieb in sich schliesst. Da ist der Hof mit den Holzbeigen, Brunnen und Winkeln, den geräumigen Lauben, Scheunen und Speichern; draussen lockt der weitläufige Garten, die ruhige Dorfstrasse, der Dorfbach mit den Rainen, Tobeln, Büschen und Steinen. Ist die nähere Umgebung durchforscht, so geht es an die Eroberung von Feld und Wald, von Berg und Tal. Überall Gelegenheiten zum Spielen, zum Basteln und ein unbeschränkter Raum zum Jagen, zum Springen, zum Kämpfen, zum Überwinden von Hindernissen, zum Üben und Stählen der Körperkräfte. Und wie leicht lässt sich auf dem Lande das wahllose Spiel des Kindes, der wachsenden Einsicht und der zunehmenden Erstarkung des Körpers entsprechend, nach und nach zur ernsthaften, zielbewussten Arbeit hinüberleiten. Der Obstgarten, der Rebberg, die Äcker, die Wiesen, der Wald bieten unübertreffliche Möglichkeiten, dem Kinde gesunde, nützliche, anregende, mannigfaltige und seinem jeweiligen Entwicklungsgrade angepasste Beschäftigung zuzuweisen. Dabei wird es vertraut mit dem Reichtum der Natur an Formen und Erzeugnissen. Der Gang der Natur, das Werden, Blühen, Reifen und Vergehen vollzieht sich vor seinen Augen. Es lernt aus eigener Anschauung und tätiger Mithilfe, wieviel Mühe und Geld die Anlage und Bepflanzung von Gärten, Äckern und Wäldern kostet. Und ohne weiteres wird ihm dabei die Scheu eingepflanzt, welche Menschenwerk und die Natur nicht durch sinnlose Verwüstung schänden kann. Mit und

während der Arbeit übernimmt es unmerklich Kenntnisse, Erfahrungen, Überlieferungen und Lebensanschauungen des ältern Geschlechts. Es lernt seine Kraft einordnen in eine feste Lebensgemeinschaft, gewinnt einen unbezahlbaren Schatz an guten Gewohnheiten und sittlicher Kraft und wächst auf die einfachste und natürlichste Weise zur Arbeitstüchtigkeit heran.

Weil einzelne Bauern die Kinder überanstrengen, wird die Kinderarbeit in der Landwirtschaft von vielen ohne weiteres verurteilt. Selbst „Lehrer, die es in Ordnung finden, dass die Knaben sich auf Wanderungen, im Fussballspiel, im Turnen und andern Leibesübungen oft bis zur Erschöpfung anstrengen, erhalten plötzlich Bedenken, wenn die Kinder wegen einer nützlichen Beschäftigung abends recht müde sind“. Seit Ausbruch des Krieges hat man anders urteilen gelernt. Man weist der körperlichen Übung und Anstrengung einen breiteren Raum zu. „Die Übung der Organe in der Jugend war noch immer der beste Weg zur Gewinnung von Kraft. Nur das Übermass schadet und verwandelt hier wie in andern Fällen das Gute in ein Übel. — Die Bedenken, die der landwirtschaftlichen Kinderarbeit entgegengebracht werden, müssen dahinfallen, sobald die Arbeit richtig ausgewählt, geleitet und abgegrenzt wird.“ (Pfarrer Appenzeller: „Kinderarbeit und Landwirtschaft“, in der Zeitschrift „Jugendwohlfahrt“, September 1917.)

Das Landvolk selbst hat allerdings nie zimperlich über die werktätige Mithilfe der Jugend gedacht. „Auf dem Bauerndorfe wird der Sohn des Meisters nicht mehr geschont als der Güterbub oder der Junge des armen Nachbars, der in der Ferienzeit um Lohn arbeitet oder auf irgendeine Weise für die eigene Familie schafft. Und wie die Knaben so die Mädchen.“ Weichherzige — schwachherzige Stadtleute lieben es, diese kleinen Broterwerber zu beklagen. Ich sage ihnen, ich habe es selbst erfahren und gründlich durchgekostet —, diese Landkinder sind nicht weniger ihres Lebens froh, als unsere bevorzugte, müssige Stadtjugend. Wir Buben, die wir wie Knechte werkten, und nicht nur in den Ferien, sondern alle Tage vor und nach der Schule, wir haben die Schulkameraden aus dem benachbarten Industriedorf, die es besser hatten, nicht beneidet, sondern eher bemitleidet und ein klein wenig verachtet. Wir hatten das stolze Gefühl, auch etwas wert zu sein, zu wissen, woher die Gottesgabe von Speis und Trank uns zukam. Ein solches Gefühl aber wirkt ein Leben lang nach und ist die sicherste Gewähr, dass aus einem Menschen etwas Rechtes wird. Es ist nur unsere allgemeine Schlappeit und Untüchtigkeit aus zu bequemen Daseinsbedingungen hervorgegangen, was uns gehindert hat, die Erziehung unserer nichtbäuerlichen Jugend zu vervollständigen, zu vertiefen und zu festigen durch Einfügung körperlicher, unmittelbar werterzeugender Arbeit. (Dr. E. Dick, „Schweizerische Lehrerzeitung“, Jahrgang 1918, Seite 31.)

Ein Beispiel möge dartun, wie viele gesunde Betätigungsmöglichkeiten und wie viele schätzenswerte Bildungsgehalte für das Geistes- und Seelenleben das Bauerndorf bietet. Als Schulknabe erlebte ich

den Werdegang des Tuches von A bis Z. Ich half den „Büntplätz“ düngen, umgraben und nach einem kräftigen Mairegen besäen; ich sah den Hanf- und Flachssamen keimen und musste ihn gegen Tauben und andere Vögel, die ihn gerne zwischen den Schollen hervorpickten, schützen. Ich beobachtete, wie der Hanf zu Manneshöhe heranwuchs und blühte. Mit klopfendem Herzen habe ich die verbotenen, aber so köstlichen Versteckensspiele im hohen Hanf mitgemacht. Dann kam die Zeit der Ernte. Der männliche Hanf, Femel¹⁾ genannt, wurde schon zur Zeit der Blüte ausgezogen, der weibliche Hanf oder Mäschel*²⁾ erst, wenn die Samen reif waren. Noch deutlich erinnere ich mich, wie ich den Hanf zu kleinen Bündeln binden und lockern Pyramiden aufstellen half. War er dürr, so wurde er in einem alten Salzfass, dem der eine Boden herausgeschlagen war, solange hin und hergeschwungen, bis alle Samen aus den Hüllen gesprungen waren. Endlich wurden auf dem Holzpflöck noch die „Nagle“, d. h. die untersten Teile des Stengels mit den Pfahlwurzeln, die wirklichen Nägeln sehr ähnlich sehen, abgehauen. Für uns Knaben war es immer ein Hauptspass, diese Naglen auf Haufen zu sammeln und an einem sonnigen Sonntage in Flammen aufgehen zu lassen und dabei Äpfel und Kartoffeln zu braten. Die Hanfstengel kamen in die Rossen (kleine Teiche), wo sie einige Wochen in stehendem Wasser liegen blieben. Es war immer harte und aufregende Arbeit, die grossen Hanfmassen unter den Spiegel des Wassers zu drücken und mit Stangen so zu befestigen, dass sie nicht wieder auftauchen konnten. Im Wasser löste sich der Bast, der den wertvollsten Teil des Hanfes darstellt, von den holzigen Stengelteilen. War der Hanf „ross“, so wurde er herausgenommen und an der Sonne getrocknet, dann auf der „Breche“ gebrochen und auf der „Rätsche“ gerätscht, bis der Bast von übrigen Stengelteilen befreit war. Der so gewonnene Rohhanf wurde zu grossen Zöpfen geflochten, gerieben und endlich gepleut. Das Pleuen bestand darin, dass der Hanf auf einer Plattform ausgebreitet und so lange von einer sich im Kreise drehenden schweren Steinwalze gewalzt wurde, bis er weich war wie Seide. Dabei musste man scharf aufpassen, dass die Hanfbündel nicht mit der glühendheissen Walzenachse in Berührung kamen. Leicht konnte dabei die ordnende Hand von der Walze erfasst und — wie meiner Mutter geschah — gebrochen werden. Der gepleute Hanf kam zum Hechler, welcher ihn durch die Hechel, d. h. zwischen langen, starken, auf einem rechteckigen Brett befestigten Stahlnägeln hindurchzog. Die dabei entstehenden Abfälle, Chuder genannt, wurden entweder versponnen, auf einem einfachen Webstuhle gewoben und zu Leintüchern, Laub- und Kartoffelsäcken verarbeitet oder zum Seiler gebracht, der Schnüre, Hälslinge (starke Halsstricke) oder Seile daraus machte. Den gereinigten Rohhanf nannte man Reiste. Die Mutter verspann sie; und ich musste das Garn jeweilen nach der Schule auf einem Haspel und von diesem wieder auf „Leeren“

¹⁾ Eigentümlich ist die verkehrte mundartliche Anwendung der beiden aus dem Lateinischen herübergenommenen Beziehungen der beiden Geschlechter.

(Holzrollen) abhaspeln. Etwas Abwechslung in diese Winterarbeit brachten die Durchspinnächte, d. h. die vorletzten Nächte vor Weihnachten und Neujahr. Da sassen jung und alt fröhlich beisammen. Die Männerwelt blieb im Hintergrunde auf dem Ofen oder der Ofenbank und erzählte Lustiges und Trauriges, Wahres und Erdichtetes. Um 12 oder 1 Uhr stellten auch die Spinnerinnen ihr Rädchen auf die Seite, und dann gabs noch einen Schmaus aus Würsten und „Chabisalat“, Birnenwecken und Nüssen.

Waren zwanzig bis 30 Pfund Garn gesponnen, so brachten wir es dem Grossvater zum Weben. Als dieser seinen Beruf aufgab, führten wir das Garn auf einem Kinderwagen zu einem Weber draussen im Schwabenland. Ein währschaftes Bauernbrot stellte jeweilen die Anzahlung für seine Arbeit dar. Bevor wir wieder heimgingen, halfen wir ihm noch das Garn auf seinen Handwebstuhl aufspannen. Je nach der Feinheit des Garnes wurde der Zettel achtzig bis hundert Ellen, d. h. etwa fünfzig bis sechzig Meter lang. Zur verabredeten Zeit holte ich die fertige Tuchwelle ab. Je nach Wunsch und der Art der Verwendung des Tuches machte der Weber einen Einschlag aus Wolle, Baumwolle oder Garn. Wollte man z. B. Stoff für Röcke, Hosen oder andere Kleidungsstücke, so liess man gerne Wolle einweben. Dieses Tuch wurde braun oder grün gefärbt und auf einer Seite aufgekratzt. Brauchte die Mutter neue Schürzen oder Tischtücher, so liess sie blaue und rote Streifen ins Tuch einweben. Das Tuch, aus welchem man weisse Wäsche herstellen wollte, wurde gebleicht, und zu diesem Zwecke in sechs Meter lange Stücke zerschnitten. Die Schmalseiten musste ich dann mit meiner Schwester notdürftig säumen, damit sie nicht ausfransten. An alle vier Ecken der Tuchstücke nähten wir Henkel, die ich selbst auf einem kleinen Tischwebstuhle gewoben hatte. Dann musste ich aus Buchenscheiten Pfähle schnitzen. Auf einer nahen Wiese wurden die Tuchstücke jeden Tag mit den Henkeln reihenweise an den Pfählen befestigt und zum Bleichen ausgespannt. Von Zeit zu Zeit spülten es Mutter und Schwester mit Holzaschenlauge aus. Bis zum Herbst war es schön weiss. Dann wurde es in die Mange gebracht und hier zum Reinigen zwischen Walzen, die von einem Ochsen oder einem Pferde in Bewegung gesetzt wurden, durchgezogen. Solche Mangen gab es nur in grösseren Dörfern. Endlich wurde es schön gefaltet, versorgt und bei Bedarf von der Mutter zu Hemden usw. verarbeitet. In unserem Hause wurde auf ähnlichem Wege auch aus Flachs Leinwand hergestellt.

Der Werdegang des Tuches ist aber nur ein Beispiel. Es liessen sich aus der Tierpflege, aus dem Acker- und Weinbau noch andere nennen, welche uns die in einem landwirtschaftlichen Betriebe liegenden erzieherischen Werte vor Augen führen. Das sicherste Wissen, die Beobachtungsfähigkeit und den Sinn für die feinen Reize in der Natur habe ich mir bei Arbeiten auf dem Bauerngute erworben.

B. Die Mängel der städtischen Arbeitserziehung. Das Kind der Stadt dagegen hat nur mangelhafte Vorstellungen von dem, was draussen lebt und webt. Fremd ist ihm der Halm, der das

tägliche Brot trägt, fremd auch die Daseinsbedingungen der Tiere. Wie sollte es anders sein! An Pflanzen lernt es, wenn es gut geht, die wenigen Topfpflanzen näher kennen, welche die Mutter vor dem Stubenfenster pflegt. Dann stehen ihm noch die Anlagen offen. Aber es tritt nicht in nähere Beziehungen mit den Blumen und Bäumen, die dort wachsen, es sei denn in zerstörendem Sinne. Wie viele städtische Kinder können mit Sicherheit die Ulmen und Linden auf dem Schulhofe unterscheiden? Am besten mögen ihnen die Rosskastanien bekannt sein, weil sie deren Früchte gerne zu allerlei Spielen sammeln. Auch an Tieren wird die Stadt immer ärmer.

Ebenso mangeln Vorbild und Anreiz zur Arbeit und damit die Grundlage einer gesunden körperlichen Entwicklung und der beste Ausgangspunkt der Geistesbildung. Früher war das anders. Da waren auch noch die städtischen Familien produktiv tätig. Die Handwerksstätten gaben dem Leben in der Stadt das Gepräge. Die Kinder konnten den Vater, die Mutter, die ältern Geschwister, die Nachbarn bei der Arbeit beobachten, ihnen oft auch willkommene Handreichung tun. Sie lernten aber auch die andern Werkstätten kennen, mit denen das Elternhaus in Verbindung stand. Da sahen sie, woher die Werkzeuge und die verschiedenen Dinge zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse kamen, und wie sie entstanden. Jetzt sind diese Werkstätten im Schwinden begriffen. Unbezahlbare Gelegenheiten zur Mithilfe bei nützlichem, produktivem Schaffen, zur Weckung der Interessen, zur Entwicklung des Denkvermögens und des erfinderischen Sinnes im kleinen gehen damit unserer Jugend verloren. Viele Kinder wissen heute nicht, wie und was ihre Väter arbeiten. Fragt man sie darnach, so lautet die Antwort einfach: Er geht ins Geschäft!

Die Familie der Stadt ist zur reinen Konsumtionsgemeinschaft herabgesunken. Die Jugend lernt nur die fertigen Erzeugnisse kennen, ohne zu wissen, wo und woraus sie geschaffen worden. Es bleibt ihr unklar, wieviel Mühe und Zeit es kostet, bis die Nahrungsmittel gewonnen und welcher langen Arbeitsweg sie und all die übrigen Bedürfnisse des täglichen Lebens durchlaufen müssen, bis sie gebrauchsfertig sind. Die wirtschaftliche Entwicklung der Neuzeit hat fast alle schöpferische Arbeit der Hand in die Fabrik und Geschäftsräume zurückgedrängt. Dadurch ist nicht nur ihr erzieherischer Einfluss auf das heranwachsende Geschlecht ausgeschaltet, sondern zugleich der Vater aus der Familie herausgerissen worden. Dieser sieht seine Kinder meist nur beim Essen. Oft ist auch die Mutter gezwungen, auswärts zu arbeiten. Aber selbst da, wo sie dem Haushalte erhalten bleibt, sind dem Elternhause fast alle Möglichkeiten genommen, die Kinder angemessen zu betätigen. Man braucht kein Holz mehr zu kaufen, zu zerkleinern, auf den Estrich und von dort bei Gebrauch in die Küche zu tragen. Das Wasser muss nicht mehr am Brunnen geholt werden. Selbst Brot und Fleisch bringt man ins Haus.

Wohl bietet anderseits die Stadt mit ihrem Getriebe, ihrer geistigen Regsamkeit und ihren mannigfaltigen Lebensformen eine Fülle von Bildungstoffen, welche das Dorf nicht kennt. Dieser Reichtum

aber zeitigt selten gute Früchte. Das Kind lernt ja die Dinge nicht durch Arbeit an und mit ihnen kennen; sie treten nur flüchtig auf der Strasse, im Schaufenster, in Bilderbüchern, Zeitschriften usw. an es heran. Das Kennzeichen der städtischen Bildung ist darum ein grosser Vorrat an Wörtern und ein oberflächliches Wissen ohne gestaltende Kraft.

Die neuere wirtschaftliche Entwicklung hat dem Kinde der Industrieorte noch einen weitem Verlust gebracht. Sein Heim ist hier die Mietswohnung, die seinem Triebe nach Bewegung, seiner Lust am Tätigsein, am Helfen und Erleben fast unüberwindliche Schranken entgegenstellt. Die Speicher, die Schöpfe, die Höfe, die Werkzeuge des Bauernhofes, welche das Kind zum Spiel und zu allerhand nützlicher Arbeit einladen und reiche Quellen der Entdecker- und Erfinderefreude bilden, fehlen. In der Wohnung selbst ist auch kein Raum zu fröhlichem Spiel. Die Mietpreise sind hoch; der Arbeiter- und der Mittelstand schränken sich aufs äusserste ein. Je zahlreicher die Familie ist, um so kleiner ist im allgemeinen der dem einzelnen zur Verfügung stehende Platz. Aber selbst in den geräumigen Wohnungen ist es nicht möglich, den Drang der Kinder nach Bewegung und Betätigung zu befriedigen. Wie vielerlei Rücksichten müssen beachtet werden! Die kleinen Geschwister dürfen nicht im Schlafe gestört werden; der Vater und die erwachsenen Glieder der Familie wollen Ruhe haben, wenn sie müde heimkommen; es darf keine Unordnung entstehen; die Möbel müssen geschont werden und die Nerven der Mutter auch. Und erst der Hausmeister und die „Hausgenossen“ oben und unten! Du armes Kind!

Bleibt noch die Strasse. Aber da stört es mit seinem Kreisel und seinen Klickern die Vorübergehenden. Es darf nicht knallen, keine Steine werfen, nicht auf die Bäume klettern, keine Bäche schwellen; die Rasenflächen der öffentlichen Anlagen dürfen nicht betreten werden; Tobel um Tobel in der Umgebung unserer Städte wird ausgefüllt; die Gärten werden in Bauplätze umgewandelt, die stillen Höfe und Winkel weichen geraden, breiten Strassen, durch die der Tram und das Fahrrad rasen, Kraftwagen und Bierfuhrwerke rasseln. Wo aber der grosse Verkehr einzieht, hat dem frohen Kinderspiel und dem sinnenden Verweilen die Stunde geschlagen.

Neben den leiblichen dürfen die sittlichen Gefahren des Gassenlebens nicht übersehen werden. Da sind die Kneipen, die zweifelhaften Winkeltheater, die Automaten, die Schaufenster mit ihren zweideutigen Bildern usw. Für den städtischen Jungen ist ferner die Gefahr, verraten zu werden, wenn er Unfug treibt, sehr klein; niemand kennt ihn; niemand wacht über ihn. Deshalb ist die Wahrscheinlichkeit, dem Einflusse schlechter Kameradschaft zu unterliegen, gross. Gleichgesinnte Genossen verstärken die Lust und den Mut zu Ausschreitungen gegen die Ordnung und leicht wird eine verbrecherische Neigung grossgezogen, die im spätern Leben nachwirkt.

Wenn wir die genannten Umstände ins Auge fassen, begreifen wir schliesslich jene Mütter, die ihre Kinder zu Hause behalten, ihnen

ein Buch in die Hand drücken und sie zum Lesen in irgendeine Ecke verweisen. Dass damit der Körperentwicklung Abbruch getan wird, erachten sie nicht ohne Grund als das kleinere Übel. Wenn damit nur nicht gleichzeitig der stumpfsinnigen Lesewut und der Schundliteratur Vorschub geleistet würde.

Der Jugend der Städte und grösseren Industrieorte fehlen also die Plätze, wo sie regelmässig spielen und die Freuden der Kindheit in vollen Zügen kosten kann; es mangelt vielfach der stetige und heilsame Verkehr mit den Eltern und die Gelegenheiten, aber auch die nötige Anleitung zu erzieherisch wertvoller Tätigkeit. Müssig aber bleibt kein gesundes Kind. Irgendwo muss es seinen Drang nach Tätigkeit und Bewegung befriedigen können. Die Folge ist, dass der unterdrückte Trieb alle Schranken der Sitte und des Gesetzes durchbricht und zur rohen Zerstörungslust ausartet. Wer kennt nicht die Klagen über die verwahrloste und zuchtlose Jugend!

Selbst die Behörden sehen sich veranlasst, vor den Gefahren des Gassenlebens zu warnen. Sie schicken dem Lehrer gedruckte Anleitungen zu, damit er in der Schule auf die Folgen aufmerksam mache, die Beschädigungen der Telephon-, Telegraphen- und Hochspannungsleitungen mit sich bringen; die Bauern klagen über rohe Verwüstungen der Kulturen usw. Das einzige durchschlagende Mittel, die Neigung zu Schlingeleien und Roheiten zu unterbinden, ist nützliche, anregende Beschäftigung. Manche Ungehörigkeit und mancher Unfug bliebe ungeschehen, die Opfer der Schundliteratur wären weniger zahlreich, wenn die städtische Jugend vermehrte Gelegenheit und die nötige Anleitung zu nützlicher und kindesgemässer Arbeit in vernünftiger Abwechslung mit frohem Spiel in freier, frischer Luft hätte.

C. Was ist bis jetzt geschehen, um diese Mängel zu heben? Die Jugendnot hat gemeinnützige Gesellschaften und Schulbehörden veranlasst, Einrichtungen zu treffen, welche die Kinder in ihrer freien Zeit in Obhut nehmen, den Tätigkeitstrieb in gute Bahnen lenken und die mangelnde Arbeitserziehung ersetzen sollen. Bis jetzt ist diese Aufgabe der Jugenderziehung namentlich nach der sportlichen Seite ausgebaut worden. Neben dem Turnunterricht sind allmählich die Jugendspiele im Freien, die Ausmärsche, das Schwimmen, das Armbrustschiessen, die Gewehr- und Trommelübungen getreten. Diese unter dem Namen erweiterter Turnunterricht zusammengefassten Veranstaltungen leisten Vorzügliches. Die Schule darf z. B. die Tatsache, dass die Freude am Wandern immer mehr ins Volk dringt, sicher zum Teil als eigenen Erfolg buchen. Am wenigsten Anerkennung finden im allgemeinen die Spielabende. Wohl helfen sie mit, der geistigen Überbürdung zu steuern, die Jugend dem Gassenleben zu entziehen und den Körper zu stählen; aber die Öffentlichkeit und die meisten Schüler sehen in dieser Einrichtung mehr die blosse Unterhaltung, den gesunden, angenehmen Zeitvertreib. Gerade in der gegenwärtigen Zeit, da der Ernst der Lage die reine Lustbarkeit etwas in den Hintergrund drängt, stellen selbst Lehrer die grund-

sätzliche Frage: Soll die Schule überhaupt zu Sport und Spiel erziehen? Die Antwort wird nicht verneinend lauten dürfen. (Dass auch die Bevölkerung mehr Freude hat an der Gartenarbeit und andern Handarbeiten, als an den Spielabenden, Armbrustübungen usw., ist bekannt.) Aber Vorsicht und eine gewisse Sparsamkeit sind am Platze. Leicht werden Sport und Spiel Selbstzweck. Dann sind sie eben so einseitig, wie die sogenannte Lernschule, können sogar die Gesundheit schädigen, zu Rücksichtslosigkeit, Roheit, Leidenschaft und zur sinnlosen Jagd nach dem Ruhme ausarten, die Pflichten der Schule, dem Elternhaus und der Berufsarbeit gegenüber schädigen, zu grossen Ausgaben und damit auch zu unerlaubten Handlungen verleiten. Jedenfalls sollten die Männer vom Fache eher für Einführung von Spielstunden als von ganzen Spielnachmittagen einstehen. Die letztern würden, da ihnen das Wertvolle an der Arbeit, die innern und äussern Ergebnisse und damit die volle Genugtuung, fehlt, mit der Zeit Schülern und Lehrern zur Last werden. Das Leben ist zu ernst, als dass Turnen, Sport und Spiel allein die Körperausbildung pflegen dürfen. Zum Spiele muss die Arbeit treten. Diese ist's, die in erster Linie sittlichen Ernst im Denken und Handeln zu erzeugen vermag, Pflichtgefühl schafft, den Mut der Selbstüberwindung gibt und den Menschen adelt. Leider aber scheuen viele jungen Leute alle körperlichen Anstrengungen, sobald es sich um nutzbringende Arbeit handelt; namentlich in den höhern Kreisen gilt nur der Sport als standesgemässe Körperübung.

Die Schule trägt einen grossen Teil der Schuld daran, dass sich alles zu den Gebieten der Kopfarbeit, der Schreibstube, Verwaltungen usw. drängt, die Handarbeit aber im Urteil des Volkes minderwertig ist. Sie wird sich der Aufgabe nicht entschlagen können, mitzuhelfen — die Zeitumstände arbeiten ihr übrigens kräftig vor —, dass Handwerk und Handarbeit in unserm Volke wieder höher geschätzt werden. Selbst für den sogenannten Kopfarbeiter kann es nur heilsam sein, wenn er auf irgendeinem Wege die schöpferische, neue Werte schaffende Kulturarbeit der Hand kennen, achten und lieben gelernt hat. Jedem Menschen sollte wenigstens einmal in seinem Leben eine Ahnung aufgehen, dass „in jedem Werkzeug, jeder Waffe, und wäre es auch nur der einfachste Hammer, eine Unsumme von Erfahrung, von Erfindergeist und Erfinderglück“ steckt.

Im Vordergrunde der erzieherischen Bestrebungen steht heute die Frage, wie die Pflege der Handarbeit und das Arbeitsprinzip in der Volksschule durchgeführt, und so neben den geistigen auch die körperlichen Fähigkeiten entwickelt werden können. Diese sind nicht weniger mannigfaltig als jene, können aber von der Schule, so wie sie heute organisiert ist, viel zu wenig berücksichtigt werden. Und doch ist es ein wahres Glück, dass nicht alle Menschen an der gleichen Arbeit Gefallen finden. Verhängnisvoll aber ist es, wenn die Gaben, die einem Menschen eine beglückende Lebensaufgabe erschliessen könnten, nicht geweckt und angeregt werden, wenn er in einen Beruf hineingetrieben wird, der ihm seine Lebensfreude ver-

gält. In diesem Gedanken findet das Verlangen, die Schule müsse auch die Bildung der Hand pflegen, ihre beste Rechtfertigung. Die Volksschule soll Menschen erziehen und nicht Gelehrte, anstellige, frohe und zur Arbeit tüchtige, mit einem Wort ganze Menschen.

Das Schlagwort „Die Arbeitsschule ist die Schule der Zukunft“ darf indes nicht so verstanden werden, als ob nun das Anschauen, Üben und Lernen durch die Vermittlung von mechanischen Fertigkeiten und Fachkenntnissen ersetzt werden sollte. Das letztere wird immer Sache der Berufslehre bleiben müssen. Die Arbeitsschule strebt nur darnach, das Lernen mehr und mehr zu einem Selbsterarbeiten zu erheben, die Denkkraft am Tun zu üben, dem jungen Menschen Anregungen fürs spätere Leben mitzugeben, Unterricht und Handarbeit, Belehrung und Betätigung in geeigneter Weise miteinander zu verbinden und damit zugleich eine vernünftige Abwechslung zwischen körperlicher und geistiger Tätigkeit zu schaffen und die Hand zu bilden. „Die Arbeit der Schule geschieht nicht um ihrer selbst willen, nicht zu Nützlichkeitszwecken, sondern zur Aufnahme von sinnlichen Eindrücken, die die Grundlage des Geisteslebens ausmachen, und ohne die kein Denken, kein geistiges Schaffen möglich ist. Alles, was zur Gewinnung von direkten Wahrnehmungen irgendwelcher Art dient, ist Arbeit im Sinne der Arbeitsschule“ (Örtli). Das Beispiel von der Hanf- und Tucherzeugung lässt erkennen, dass die werktätige Arbeit Vorstellungen und Begriffe vermittelt, die in viel höherem Masse geistiges und persönliches Eigentum werden, als das, was durch mündlichen Unterricht beigebracht wird.

Die Einführung der Handarbeit erleichtert den Schülern auch den Übertritt ins Leben. Gewöhnen wir den jungen Menschen mit und neben dem Unterrichte nach und nach an die Arbeit der Hände, so sieht er sich beim Eintritt in die Lehre nicht unvermittelt vor der Tatsache, nun plötzlich anhaltend und regelmässig Körperarbeit verrichten zu müssen. Er kann sich allmählich in sie hineinleben und sie schätzen lernen. Sie ist ihm dann nicht mehr ein Muss, dem man wo immer möglich aus dem Wege geht, sondern eine wohltätige und freundliche Begleiterin auf dem Lebenswege. Sauer und langweilig werden ihm nur die Tage, da er unfreiwillig feiern muss und nichts unternehmen kann.

Stets muss man sich aber bewusst bleiben, dass das, was die der Schule angefügten Bewahranstalten und Arbeitsstätten bezwecken, eigentlich Aufgabe der Eltern ist und nur von diesen ganz und gut vollbracht werden kann. Der Staat, die Öffentlichkeit werden nie Vater- und Mutterarbeit vollbefriedigend durchführen können. Wollte man der Not gründlich abhelfen, so müsste man das Elternhaus wieder zu einer Heim- und Bildungsstätte gestalten, d. h. vor allem jeder Familie ein eigenes Heim auf einem eigenen Stück Land verschaffen und den Kindern die Mutter zurückgeben. Anstrengungen in dieser Richtung werden ja gemacht, und der Krieg wird ihnen noch grössere Zugkraft geben. Ob und wieviel die Zukunft der Familie zurückgeben kann, was sie verloren, soll hier nicht weiter erörtert werden. Sicher

ist nur, dass das Elternhaus — allgemein gesprochen — seinen Pflichten nicht mehr gewachsen ist, und der öffentlichen Fürsorge und der Schule immer weitere erzieherische Aufgaben aufgebürdet werden.

Unsern Industrieorten stehen denn auch noch grosse Aufgaben zu lösen bevor, wenn sie dem jungen Geschlechte eine allseitige und natürliche Entwicklung sichern wollen. Wie vor hundert Jahren die allgemeine Schulpflicht verlangt und im Verlaufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch verwirklicht wurde, und durch die Volksschule den stetigen und sichern Ausbau der Volksherrschaft zu ermöglichen und allen Talenten freie Bahn zu schaffen, so gilt es heute — den veränderten Erwerbsverhältnissen entsprechend —, die Bildungseinrichtungen im Sinne der Körper- und Arbeitserziehung zu erweitern.

D. Wesen und Ursprung der Schülergärten. Eine Reihe fortschrittlicher Schulgemeinden hat auf dem Gebiete der Arbeitserziehung bereits Erfreuliches geleistet. Die Handarbeitskurse der Knaben und Mädchen sind wohlbekannt und längst eingebürgerte Einrichtungen. Noch nicht allgemein durchgesetzt haben sich, da sie Schöpfungen der neuesten Zeit sind, die Schülergärten. Das sind wie der Name andeutet, Gärten, die ausschliesslich von Schulkindern gepflegt werden.

Die Schülergärten sind also keine Schulgärten im strengen Sinne des Wortes; sie sind vor allem Arbeitsgärten, in denen Knaben und Mädchen der mittlern und obern Volksschulstufen regelrecht Gartenbau (Gemüse-, Obstbau, Blumenzucht) betreiben: Düngen, umgraben, messen, einteilen, abschätzen und abzählen, säen, stecken, jäten, häckeln, begiessen, aufbinden, ernten, die Erzeugnisse marktfähig herrichten und allenfalls zu Tagespreisen verrechnen, leer gewordene Beete neu anlegen, Schädlinge aus der Tier- und Pflanzenwelt bekämpfen, Vogelschutz treiben usw., dabei Auge und Hand üben, Werkzeuge gebrauchen und die wirtschaftliche Bedeutung und den Segen nutzbringender Arbeit kennen lernen. Schon vor Jahrzehnten haben da und dort Lehrer im Schulgarten und gelegentlich Jugendfreunde auf privaten Grundstücken den Kindern kleine Gärtchen als Belohnung für Fleiss und gutes Betragen zur selbständigen Pflege übergeben. Doch sind diese Gärtchen selten grundsätzlich als dauernde Einrichtung vorgesehen und meist zu klein gewesen, als dass sie der körperlichen Ertüchtigung und der Arbeitserziehung hätten wesentliche Dienste leisten können.

In der Schweiz hat Burgdorf die Ehre, im Jahre 1901 die ersten Gärten eingerichtet zu haben, die nur durch Schüler gepflegt und bewirtschaftet werden. Basel (1906), Bern (1908) und Zürich (1911) sind nachgefolgt und seit 1914 noch eine grosse Zahl weiterer Gemeinden. Die Gründungen vor dem Kriege sind meist Schöpfungen gemeinnütziger Gesellschaften. Seit die Teuerung auf dem Lande lastet, haben sich mehr und mehr auch die Schulbehörden der Sache angenommen, so in Winterthur, Thalwil, Zollikon, Lenzburg, Schaffhausen.

Bezeichnend für Ursprung und Wesen der Schülergärten ist, dass in unserm Kanton die Stadt Zürich und hier der erste Kreis voranging. Nachdem im Jahre 1904 die Anregung von Prof. Schinz, den Schülern die Gartenpflege im Anschluss an die Schulgärten zu erschliessen, zu keinem Ergebnisse geführt hatte, bildete sich nach Neujahr 1911 die Gesellschaft für Schülergärten, welche sich die Aufgabe stellte, Kindern, welche zu Hause aus irgendeinem Grunde keine richtige Betätigung finden, die Wohltat geregelter, dem kindlichen Wesen angepasster Arbeit im Garten zuteil werden zu lassen. Vorläufig beschränkte sie ihre Wirksamkeit auf die Altstadt. Hier sind ja die dicht bevölkerten Viertel, die engsten Strassen, die lichtärmsten Wohnungen, die Gefahren des Gassenlebens am grössten und die Möglichkeit, der Jugend genügend Spielraum und Betätigung in staubfreier, sonniger Lage zu verschaffen, am kleinsten. Da die Mädchen weniger der Fürsorge bedürftig erschienen und zuerst Versuche auf kleinem Raum gemacht werden sollten, nahm man vorderhand nur Knaben auf. Der Andrang war sehr gross. Die Bestrebungen der Gesellschaft fanden rasch Anklang, so dass ihr bald die Mittel zur Erweiterung ihrer Tätigkeit zuflossen. Vom dritten Jahre an wurde die Zahl der Gärtchen jeden Frühling wesentlich vergrössert. Im April 1914 wurde in Zürich 3, ermöglicht durch ein Geschenk, ein Stück Land angekauft und darauf der erste Garten für die äussern Stadtkreise eröffnet. Gleichzeitig wurde grundsätzlich die Aufnahme von Mädchen beschlossen. Seither hat die Gesellschaft, getragen von der Gunst der Bevölkerung und der Zeit, jedes Jahr einen neuen Garten eröffnet. Nur die Schwierigkeit, geeignetes Land zu erhalten, ist schuld, dass sie das Werk nicht in noch grösserem Masstabe erweitern konnte. Immerhin unterhält sie jetzt sechs Gärten, 15,000 Geviertmeter umfassend, wo 500 Kinder die Segnungen gesunder und erzieherisch wertvoller Arbeit geniessen.